Neu-Berlin.

Erzählungen

von

Paul von Szczepański.

Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1890.

Theodor Hermann Pantenius

zugeeignet.

Wilhelm Recknagel.

Vor zehn Jahren stand Wilhelm Recknagel in den Straßen Berlins, hungernd, frierend, in gänzlicher Ungewißheit darüber, wovon er den nächsten Tag leben und wie er ihn überleben solle, und keine Menschenseele von den Hunderttausenden, die um ihn herum Freud und Leid empfanden, hätte sich darum gekümmert, wenn ihm wirklich, weit draußen vielleicht in einem unbewohnten Neubau der Vorstadt, — denn Berlin ist eine humane Stadt, in deren gasbeleuchteten Straßen kein Mensch vor Hunger und Kälte umkommen kann — sein letztes Stündlein geschlagen hätte. Heute ist Wilhelm Recknagel ein Mann, der etwas zu bedeuten hat, selbst in einer Stadt wie Berlin, ein Mann, den man nicht nur in seiner Straße, sondern in seinem Stadtviertel respektirt, den seine Mitbürger als Wahlmann an die Wahlurne schicken und der sich jeden Augenblick zum Stadtverordneten wählen lassen könnte, wenn er nicht so vernünftig wäre, einzusehen, daß er seine Zeit besser verwerthen kann. Wenn er jetzt die Augen schließen sollte, was hoffentlich noch nicht so bald der Fall sein wird, denn er gehört zu dem Schlage

Menschen, von dem man der Reichshauptstadt recht viele und recht langlebige wünschen mag, dann würde es eine ganze Anzahl von Leidtragenden geben, sein Sarg würde unter Blumen verschwinden, eine Musikkapelle würde vor dem Trauerzuge marschiren, der Bezirksverein, der Kriegerverein und der Verein „Geselligkeit" seinem Sarge folgen, und der berühmte Chor des Gesangvereins Harmonie würde am offenen Grabe die tröstliche Motette erschallen lassen: „Wie sie so sanft ruhn — — —" Aber Herr Recknagel hat Zeit, auf die Ehren nach seinem Tode zu warten; er steht so fest in seinen Schuhen, daß ihm dies officielle Trauergepränge sicher ist, auch wenn er noch fünfzig Jahre leben sollte, was bei seiner ausgezeichneten Konstitution, seiner Mäßigkeit und seinem Temperament keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört. Aber trotzdem Wilhelm Recknagel vor zehn Jahren dem Verhungern und dem Erfrieren sehr nahe war und Herr Recknagel jetzt Besitzer zweier palastartiger Miethskasernen, von denen jede den Werth eines Rittergutes repräsentirt, und eines großen Fuhrgeschäftes ist, darf man doch nicht glauben, daß ihm die Natur einen besonders ausgeprägten Erwerbssinn oder ein besonders weites Gewissen mit auf den Lebensweg gegeben habe. Diese beiden Eigenschaften befähigen den Menschen ja zweifellos dazu, in kurzer Zeit ein gemachter Mann zu werden, wenn auch das sächsische Sprichwort be-

hauptet: „Wer nischt erheirathet und nischt erbt, der bleibt een armes Luder, bis er sterbt.“ Aber, wie gesagt, Herr Recknagel ist kein Finanzgenie, auch darf man ihm kein besonders weites Gewissen nachsagen, geerbt hat er niemals etwas, und was ihm seine Frau mitbrachte, als er sie heirathete, das waren im Wesentlichen drei Kinder aus ihrer ersten Ehe und ein Altersunterschied von fünf oder sechs Jahren, die sie vor ihm voraus hatte. Nach gewöhnlicher Rechnung also ein fünf- oder sechsfaches Minus, das nach ebenso gewöhnlicher Rechnung die drei Kinder erster Ehe auch nicht zu einem Plus machen konnten. Alle diese Thatsachen sind so stadtbekannt in Berlin SW., daß sie keines Zeugnisses weiter bedürfen; auch an Herrn Recknagels Charakter zweifelt niemand mit Ausnahme von einigen dummen und schlechten Menschen, die es überall giebt, und die ihm seine jetzige Wohlhabenheit so wenig verzeihen können, daß sie durchaus einen etwas morastigen Baugrund für dieselbe auffinden möchten. Und diese behaupten, — in aller Stille, denn laut darf man so etwas einem geachteten Manne nicht nachsagen, — Herr Recknagel habe einmal gesessen, als er noch schlechtweg Wilhelm Recknagel hieß, und wenn man auch nicht genau wisse, wie lange, weshalb und warum, so könne sich doch jeder vernünftige Mensch an den fünf Fingern abzählen, daß er nicht umsonst gesessen habe.

Man soll einem geachteten Manne solche Dinge nicht nachreden; es wird sogar als eine Beleidigung bestraft, wenn man von einem Manne, der gestohlen hat, öffentlich sagt, daß er ein Dieb ist. Aber die Wahrheit darf nicht verschwiegen bleiben, Herr Recknagel hat wirklich gesessen, und vielleicht haben diejenigen gar nicht Unrecht, welche behaupten, daß er ohne seine Bekanntschaft mit dem Gefängniß niemals der wohlhabende Mann geworden wäre, der er heute ist, sondern Zeit seines Lebens der Portier Wilhelm Recknagel im Confectionsgeschäft von Simon & Herbenstein in der Leipzigerstraße geblieben wäre, der er vor zehn Jahren war.

Er war damals sehr zufrieden mit dieser Stellung. Wilhelm Recknagel hatte zu den vielen Gardesoldaten gehört, die nach beendeter Dienstzeit in der Berliner Garnison nicht wieder in ihre Heimath zurückkehren, weil ihnen der äußerliche Glanz des weltstädtischen Lebens die Augen geblendet hat und sie der Meinung sind, in Berlin besser vorwärts kommen und sich in den kleinen Verhältnissen der Heimath nicht mehr zurecht finden zu können. Zudem hatte er zu Hause niemand, dem er unentbehrlich war, und die Portierstellung bei Simon & Herbenstein war ihm schon zugesichert, ehe er noch die Achselklappen aufrollen und das Lied vom Reservemann anstimmen konnte, so daß er nicht zu fürchten brauchte, vergebens sich nach Arbeit um-

sehen zu müssen. Also blieb er in Berlin, obgleich er in der Altmark zu Hause war, und statt wie vor seiner Dienstzeit bei den Garde-Dragonern mit dem Ackerwagen auf das Feld zu fahren, im Herrendienst den Acker zu pflügen und Dünger zu streuen, stand er jetzt hinter der Glasthüre, die in das Confectionsgeschäft von Simon & Herbenstein führte, in einem langen, dunkelblauen Mantel mit zwei Reihen blanker Knöpfe und einer Mütze mit breiter Goldtresse, und hatte weiter nichts zu thun, als die Thüre für die eleganten Käufer und Käuferinnen zu öffnen und zu schließen, und, wenn sie an ihm vorübergingen, eine Verbeugung und ein „zuvorkommendes" Gesicht zu machen, wie ihm befohlen worden war. Das Letztere wurde ihm leicht, denn er war ein hübscher Kerl mit freundlichen Augen, einem kleinen blonden Schnurrbart und von anstelligem Wesen. Die Chefs der Firma Simon & Herbenstein waren mit ihm zufrieden und Wilhelm Recknagel war es mit seiner Stellung. Hatte er sich das Thürsteheramt auch leichter gedacht, als es in Wirklichkeit war, und fühlte er in den ersten Tagen auch seine Beine, wie er sie nur als Rekrut gefühlt hatte, nachdem er das erste Mal auf dem Pferde gesessen, so gab es doch so viel zu sehen, daß ihm der Tag nicht lang dünkte, und er war von der beschaulichen altmärkischen Art, die gern Eindrücke in sich aufnimmt, ohne viel davon wieder zu veraus-

gaben, so daß jemand, der sie nicht näher kennt, sie für nicht sehr stark im Denken halten könnte. In den stilleren Geschäftsstunden durfte er auch auf einem plüschgepolsterten Schemel sitzen, der neben der Thüre stand, und dann sah er durch die klare Spiegelscheibe hinaus auf die Leipzigerstraße, in der das Menschentreiben nicht aufhörte, ihm Beschäftigung für seine Gedanken zu geben.

So hatte er kaum acht Wochen zu seiner Herren und zu seiner eigenen Zufriedenheit seines Amtes gewaltet, als das Unwetter wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel über ihn hereinbrach. Als er eines Morgens das Geschäftshaus betrat, wurde er dort von einem Beamten der Criminalpolizei empfangen, der ihm seine Verhaftung ankündigte, ihn mit seinen bestürzten Fragen nach dem Grunde derselben auf das Verhör vertröstete und ihn nöthigte, ihm in einer schon bereitstehenden Droschke still und ohne Aufsehen zu erregen nach dem Molkenmarkt zu folgen. Nachdem das Bewußtsein, nichts Unrechtes gethan zu haben, ihn die erste Bestürzung bald hatte überwinden lassen, ergab er sich in sein Schicksal und sah mit Ruhe dem Verhör entgegen, das, wie er zuversichtlich meinte, seine Unschuld an den Tag bringen mußte. Aber ein Gefängnißriegel schließt sich leichter, als er sich öffnet. Die Chefs der Firma Simon & Herbenstein hatten die Entdeckung gemacht, daß sie schon seit längerer Zeit und in großem

Umfange von einzelnen ihrer Angestellten bestohlen worden waren, die kostbare Spitzen, werthvolle Stoffe, Stickereien und Passementerien entwendet und zu einem Spottpreise weiter verkauft hatten. Eine fortgesetzte geheime Beobachtung des ganzen Personals hatte auf die Spur der Schuldigen geführt, und an demselben Tage wie Wilhelm Recknagel waren sie verhaftet worden. Das erfuhr der Letztere aus dem ersten Verhör, das mit ihm angestellt wurde, und zugleich auch, daß er selbst in dringendem Verdachte stand, an diesen Diebstählen theilgenommen oder doch um sie gewußt und den Dieben als Hehler gedient zu haben. Vergebens betheuerte Wilhelm Recknagel seine Unschuld. Er konnte nicht leugnen, daß ihm zwei- oder dreimal nach Geschäftsschluß einer der Diebe ein Packet übergeben und ihn gebeten hatte, ihm das nach Hause zu tragen. Recknagel behauptete, daß er den Auftrag aus Gefälligkeit und ohne sich etwas Unrechtes dabei zu denken übernommen habe, weil er glaubte, daß sein Auftraggeber durch das Packet nicht in seinen abendlichen Vergnügungswegen behindert sein wolle, und das für seine Gefälligkeit ihm dargebotene Trinkgeld von wenigen Groschen habe ihn auch nicht darauf schließen lassen können, daß er durch Uebernahme des ihm ohne alle Heimlichkeit ertheilten Auftrages ein Verbrechen unterstütze. Seine Erklärung klang glaubwürdig genug, und einem wohlwollenden Beurtheiler würde sie im

Verein mit dem ehrlichen Gesicht des Verdächtigten zum Beweise seiner Unschuld genügt haben. Aber ein von Wohlwollen befangener Untersuchungsrichter würde zu seinem Amte wenig taugen. Nachdem eine Anzahl von Kreuz- und Querfragen dem Delinquenten den Kopf ganz wirr gemacht und ihm noch gerade soviel Vernunft gelassen hatten, bei der Betheuerung seiner Unschuld zu verharren, wurde er nicht, wie er gehofft hatte, freigelassen, sondern wieder in seine Zelle zurückgeführt, von wo er noch an demselben Tage im polizeilichen grünen Wagen die Reise nach dem Moabiter Gefängniß antreten mußte. Auf den Verhörenden hatte er den Eindruck eines hartgesottenen Sünders gemacht, der schuldig, aber zu keinem Geständniß zu bringen, und die Untersuchungshaft war über ihn verhängt worden. Nun folgten Einzelverhöre und Confrontationen mit den übrigen Angeklagten, die sich nicht auf das Leugnen gelegt, sondern ihre Schuld offen eingestanden hatten. Aber auch diese brachten nichts Belastendes über Wilhelm Recknagel zu Tage, wie auch die Haussuchung bei den Leuten, bei denen er in Schlafstelle gelegen hatte, resultatlos verlaufen war. Derjenige von den Angeklagten, der ihn mehrmals mit dem Fortbringen von Packeten beauftragt hatte, wies endlich überzeugend nach, daß sich darin gar nicht gestohlene Sachen befunden hatten. Diese hätte er viel sicherer an seinem eigenen Leibe transportirt,

erklärte er, und da er ein cynischer junger Mann war, setzte er dem Untersuchungsrichter, dem es viel Kopfzerbrechen machte, wie die Diebe so große Quantitäten von Stoffen unbemerkt aus dem Geschäftslokal, zu dem sie nur bei Tage Zutritt gehabt, hatten herausschaffen können, auseinander, wie sie sich an einem geheimen Orte das gestohlene Gut um den bloßen Körper gewickelt und ihre Kleider darüber gezogen hatten. Nachdem der Untersuchungsrichter diese Auseinandersetzung aufmerksam angehört, mußte freilich auch er an Wilhelm Recknagels Unschuld glauben und den Verdächtigten aus der Untersuchungshaft entlassen.

An einem bitterkalten Januartage verließ Wilhelm Recknagel als freier und ehrlicher Mann das Moabiter Gerichtsgefängniß. Der Untersuchungsrichter hatte ihm gut zugeredet, sich die Sache nicht anfechten zu lassen, und ihm den Rath gegeben, seinen nächsten Weg zu Simon & Herbenstein sein zu lassen, die ihn jedenfalls wieder in ihrem Geschäfte anstellen würden. Denn diese waren es gewesen, die ihn hauptsächlich verdächtigt und erklärt hatten, zum Wenigsten müsse er um die Diebstähle gewußt haben, denn jeder Angestellte des Geschäfts habe seinen Weg an ihm vorüber nehmen müssen, und es sei gar nicht denkbar, daß ein Mensch mit gesunden Augen es nicht sehen solle, wenn Jemand mit einem Ballen Seide fortgehe, der

ohne denselben gekommen sei. Wilhelm Recknagel befolgte diesen Rath und machte sich auf den Weg nach der Leipzigerstraße. Auch er meinte in seiner Herzenseinfalt, er müsse von seinen früheren Herren mit offenen Armen empfangen werden, aber seine Erwartungen wurden enttäuscht.

„Sie können Ihren rückständigen Lohn bei dem Cassirer gegen Quittung in Empfang nehmen," sagte Herr Simon sehr kühl und von oben herab.

Wilhelm Recknagel fragte bescheiden, ob er nicht seinen früheren Posten wieder antreten dürfe.

„Das fehlte auch noch!" sagte heftig Herr Herbenstein, der sich leichter echauffirte, als sein Compagnon, „das fehlte uns noch, einen Menschen an der Thüre stehen zu haben, der die Augen zumacht, wenn uns das ganze Lager ausgeräumt wird."

Wilhelm Recknagel stieg auch das Blut zu Kopf, und er replicirte, daß er nicht die Augen zugemacht, sondern nichts gesehen habe.

„Das ist ausgezeichnet," sagte Herr Simon und drückte mit einer nachlässigen Handbewegung auf die Klingel, „wir sollen uns wohl auch noch Insulten von Ihnen sagen lassen?"

In diesem Augenblick steckte auch schon ein Angestellter den Kopf in das Zimmer und fragte nach den Befehlen der Chefs.

„Führen Sie den Recknagel an die Casse!" schrie

Herr Herbenstein mit gluthrothem Gesicht. „Das Gericht hat ihn laufen lassen; der Cassirer soll ihn ablohnen, und sagen Sie dem Portier, wenn der Mensch wiederkommt, soll er ihn nicht vorlassen!“

„Ich komme nicht wieder,“ sagte Wilhelm Recknagel zwischen den Zähnen hervor und verließ das Zimmer.

Er hatte den Rest seines ihm zuständigen Lohnes in Empfang genommen, seinen Namen unter die ihm vorgelegte Quittung gesetzt, in der auch ein Passus enthalten war, in welchem er erklärte, nun keinerlei Ansprüche irgend welcher Art an das Haus Simon & Herbenstein noch zu haben, und nun stand er in dem Menschengewühl der Leipzigerstraße, die paar Mark, die er empfangen, immer noch in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend. Das Geld brannte ihm zwischen den Fingern, trotzdem es ehrlich verdientes und kein Geschenk war, und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, es gegen die prahlerisch blinkende Scheibe des Schaufensters von Simon & Herbenstein zu schleudern. Aber es wäre an dem halbzölligen Glase wohl abgeprallt, ohne ihm Schaden zu thun, und der nächste Schutzmann würde ihn voraussichtlich wegen öffentlichen Unfuges mit auf die nächste Polizeiwache genommen haben. So schob er das Geld in die Tasche und schlenderte langsam seiner ehemaligen Wohnung zu, um zu sehen, ob er dort wieder ein

Unterkommen finden könne. Die Leute, bei denen er in Schlafstelle gelegen hatte, zeigten sich wirklich erfreut, ihn wiederzusehen, und sie gaben ihm deutlich zu verstehen, daß sie niemals an seine Schuld geglaubt hätten. Darüber schwand der verbissene Zug, mit dem Wilhelm Recknagel aus dem Geschäft von Simon & Herbenstein getreten war, wieder aus seinem offenen Gesicht, denn er war vernünftig genug, sich zu sagen, daß es nicht in jedes Menschen Inneren gleich sauber aussehen kann. Aber so gerne ihn seine ehemaligen Wirthsleute auch wieder bei sich aufgenommen hätten, so konnten sie ihn doch nicht behalten, denn sie lebten nur ärmlich und hatten während seiner Abwesenheit die Schlafstelle anderweitig besetzen müssen. Wilhelm Recknagel packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und suchte sich eine andere Wohnung. Er meinte, auch eine andere Stelle zu finden könne ihm nicht schwer werden, und nachdem er den Aerger überwunden hatte, war ihm vor der Zukunft nicht bange; er hatte ja Lust und Kraft zum Arbeiten, und wählerisch war er auch nicht, — wie sollte ein junger Mensch mit diesen Eigenschaften in einer Stadt wie Berlin nicht sein Brot finden?

In den nächsten Tagen durchstöberte Wilhelm Recknagel den Anzeigentheil der Zeitungen und notirte sich die offenen Stellen, die ihm passend erschienen; aber daß die Sache nicht ganz so leicht sei,

wie er sie sich gedacht hatte, merkte er sehr bald, denn wo er auch hinkam, fand er die Stelle bereits vergeben. Er meldete sich in den Vermiethungscomptoirs für einen Platz als Kutscher, Reitknecht oder Diener, aber da er noch niemals in einer solchen Stellung gewesen war und keinerlei Zeugnisse über seine Tüchtigkeit beibringen konnte, so waren die Aussichten, die ihm die ehrlichen Inhaber solcher Bureaus machten, sehr gering, und die voraus zu zahlende „Einschreibegebühr", welche die unehrlichen von ihm forderten, so hoch, daß er sie auf das Ungewisse hin von seinen mit jedem Tage mehr zusammenschmelzenden Mitteln nicht wagen zu dürfen glaubte. Einige Male hätte er beinahe Glück gehabt; er war der Erste, der sich auf eine Annonce hin vorstellte, und es schien, als ob seine Persönlichkeit den Leuten gefiele. Dann aber fragten sie, in welcher Stellung er bisher gewesen sei und ob er Zeugnisse vorlegen könne. Wilhelm Recknagel antwortete der Wahrheit gemäß, daß er als Portier bei Simon & Herbenstein gewesen und unschuldig in den Verdacht gekommen sei, sich an den großen Lagerdiebstählen betheiligt zu haben. Davon wußten die Leute, denn der Vorfall hatte ausführlich in allen Zeitungen gestanden. Die meisten hatten auch von Recknagels Freilassung gelesen, die natürlich ebenfalls berichtet worden war, und die noch nicht darum wußten, die glaubten ihm doch aufs Wort, denn sie

sahen ihn ja leibhaftig vor sich. Aber dennoch machten sie lange Gesichter: „Und Simon & Herbenstein haben Sie nicht wieder angestellt?“ — Die ersten Male erwiderte Recknagel auf diese Frage noch mit dem Ausdruck der ganzen innerlichen Empörung, die in ihm getobt hatte, als er von Simon & Herbenstein endgiltig geschieden war: „Nein, sie haben mich nicht wieder angestellt, sie haben mich ausgezahlt und dem neuen Portier den Auftrag gegeben, mich nicht vorzulassen, wenn ich noch einmal wiederkäme!“ — Und als er darauf zum ersten Mal die Antwort erhielt: „Wenn die Sache so steht, dann thut es mir leid, dann kann ich Sie auch nicht brauchen,“ da stand er wie vor etwas Unverständlichem, das er nicht begreifen konnte, und daß man ihn nicht in Dienst nehmen wolle, merkte er erst, als man ihm den Rücken wandte und genau so that, als ob er bereits das Zimmer verlassen habe. Aber als die Scene sich wiederholte, wurde ihm doch allmählich klar, daß nicht nur Simon & Herbenstein ihm nicht mehr trauten, sondern daß alle Welt ihm nicht mehr traute, trotzdem er nicht nur wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, sondern gar nicht in Anklagezustand versetzt worden war.

Da verlor Wilhelm Recknagel den Muth, überhaupt noch weiter nach einer Stellung zu suchen, die ihm ehrlich das Leben fristen konnte. Ihm kam wohl der Gedanke, in sein heimathliches Dorf zurückzukehren

und sich dort wieder als Knecht zu verdingen. Aber was sollte er als Grund seiner Rückkehr angeben? Er wußte genau, wenn er die Wahrheit sagte — und er hätte keine Lüge über die Lippen bringen können — wäre auch dort das Mißtrauen gegen ihn erwacht, und wie ein Lauffeuer wäre die Nachricht durch das Dorf geeilt: „Recknagels Wilhelm ist von Berlin zurück; er hat lange Finger gemacht, aber sie haben es ihm nicht beweisen können.“ Jeder im Dorfe hätte so gedacht, wenn es ihm aus Furcht vor seinen Fäusten vielleicht auch Niemand offen gesagt hätte, und er hätte Keinem mehr frei ins Gesicht sehen können.

So gab er den Gedanken auf und blieb in Berlin. Hier kannte ihn wenigstens nicht Jedermann, er brauchte nicht vor Jedem an ihm Vorübergehenden in dem Bewußtsein zu erröthen, daß dieser ihn für einen unehrlichen Menschen halte. Nach einer Stellung sich umzusehen, hatte er aufgegeben; es nütze ihm ja doch nichts, meinte er, so lange er nicht ungeschehen machen konnte, daß er unter einem falschen Verdacht im Gefängniß gesessen hatte. Planlos lungerte er durch die Straßen, dachte sich immer tiefer in einen unvernünftigen, wenn auch begreiflichen Haß gegen Simon & Herbenstein hinein und sah mit dumpfer Resignation, daß seine kleine Baarschaft mit jedem Tage mehr zusammenschrumpfte. Die Leute, zu denen er in Schlaf-

stelle gezogen war, merkten bald, daß er keine Arbeit fand und dann auch, daß er nicht mehr nach Arbeit suchte. Sie gedachten nicht an ihm zu Schaden zu kommen, denn sie gehörten nicht zu den gutmüthigen Naturen, die man unter der ärmeren Berliner Bevölkerung nicht selten findet. Also forderten sie täglich das geringe Miethsgeld von ihm, und als er nicht mehr im Stande war, es zu bezahlen, setzten sie ihn auf die Straße, nicht ohne sich an seinen wenigen Habseligkeiten für die paar Pfennige schadlos zu halten.

Zu betteln hätte Wilhelm Recknagel nicht übers Herz gebracht, daran stieg ihm in seiner Noth nicht einmal der Gedanke auf. Von Hause durfte er keine Hilfe erwarten, denn seine Eltern waren arme Tagelöhner, die selbst von der Hand in den Mund lebten, und Bekannte in Berlin, auf die er rechnen durfte, hatte er nicht, oder er konnte sich nicht dazu entschließen, ihnen in diesem hoffnungslosen Zustande unter die Augen zu treten. Aber noch einmal überwand er die Muthlosigkeit, die ihn in Folge seiner vielfachen vergeblichen Versuche, sich Arbeit zu schaffen, befallen hatte, und den Groll gegen die Menschen, die ihm das Vertrauen entzogen hatten. Um sich baares Geld zu schaffen und wenigstens noch einige Tage den Hunger von sich fern halten zu können, trug er von seinen ihm gebliebenen Habseligkeiten in

das Leihhaus, was er irgend entbehren konnte. Dann kaufte er sich ein für seine Zwecke geeignetes Anzeigeblatt und trat seine Wanderung an. Er war nicht mehr wählerisch; ob ein Arbeitsmann, ein Hausdiener, ein Austräger verlangt wurde, — unverdrossen wanderte er von einem der Annoncenaufgeber zum anderen. Aber die Zeitung war früh am Morgen ausgegeben worden, und es warten in Berlin viele Tausende täglich auf ein solches Brot, — wohin er kam, kam er zu spät und wurde abgewiesen. Der Abend brach herein und die Nacht, — die erste Nacht, in der Wilhelm Recknagel nicht wußte, wo er seine müden Glieder zur Ruhe strecken sollte. Ein Schutzmann wies ihm den Weg nach dem Asyl für Obdachlose, von dem früher Recknagel wohl gehört hatte, aber ohne zu ahnen, daß er es selbst einmal werde in Anspruch nehmen müssen. Jetzt schätzte er sich glücklich, daß er die vorhandenen Lagerstellen nicht schon sämmtlich besetzt und noch Aufnahme fand. Am nächsten Tage begann seine Wanderung von Neuem. Er war klüger geworden, er wartete die Ausgabe des Intelligenzblattes ab, und mit dem noch feuchten Druckbogen in der Hand ging er auf Arbeitssuche. Und wieder geschah es ihm, daß die Leute, bei denen er sich meldete, nicht abgeneigt schienen, ihn zu nehmen, und daß sie bedauerten, ihn nicht nehmen zu können, sobald sie erfahrenen hatt, daß er Wilhelm

Recknagel, der Portier von Simon & Herbenstein war, unter dem Verdacht des Diebstahls oder der Hehlerei verhaftet, als unschuldig aus der Untersuchungshaft entlassen, aber trotzdem von Simon & Herbenstein nicht wiederangestellt. Wilhelm Recknagel war nicht mehr empfindlich, — er begann zu ahnen, was Hunger und Kälte sind, er drehte den Leuten nicht mehr stumm den Rücken, er betheuerte seine Unschuld, er bat um Arbeit, er gestand ihnen seine Nothlage ein. Aber in einer Weltstadt wie Berlin muß man vorsichtig sein, es ist jedesmal ein Wagniß, einen fremden Menschen in sein Haus zu nehmen, selbst wenn er die besten Zeugnisse aufweisen kann. Es ist ja vorgekommen, daß Jemand einen Menschen als Diener engagirte, der ein Zeugniß beibrachte, daß er vierzehn Jahre hindurch in ein und derselben Familie diesen Posten zur höchsten Zufriedenheit versehen hatte; nach vierzehn Tagen stellte sich heraus, daß er ein eben aus dem Gefängniß entlassener Gewohnheitsdieb und das ganze Zeugniß, der polizeiliche Beglaubigungsstempel inbegriffen, gefälscht war. Auch Wilhelm Recknagel gegenüber waren die Leute vorsichtig trotz seines offenen und ehrlichen Gesichtes, und trotzdem er nichts aus seiner Vergangenheit verheimlichte. Auf ehrliche Gesichter geben Menschenkenner ja schon lange nichts mehr, und Offenheit ist die beste Maske für denjenigen, der etwas zu verbergen hat. Daß Reck-

nagel von Simon & Herbenstein nicht wieder engagirt war, das war das Entscheidende; diese mußten doch wohl weniger von seiner Unschuld überzeugt gewesen sein als der Untersuchungsrichter.

Aber Recknagel ließ sich nicht abschrecken, er suchte weiter; er wußte ja, daß ihm, wenn er keine Arbeit fand, sein Ende sicher war, ein trostloses Ende, — vor Hunger und Kälte umzusinken und zu sterben auf der Gasse wie ein Thier. Vielleicht hätte den Zusammengebrochenen auch noch rechtzeitig ein humaner Mann aufgefunden, der für seine Ueberführung nach dem Krankenhause Sorge getragen hätte, wo er gepflegt worden wäre, bis er sich so weit gekräftigt, daß er den Kampf ums Dasein von Neuem wieder aufnehmen konnte. Aber an diese trostreiche Möglichkeit, die in einer Weltstadt voll humaner Einrichtungen und Anstalten durchaus zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, dachte Wilhelm Recknagel nicht; er dachte nur an das entsetzliche Ende und bäumte sich mit der ganzen Kraft seines jungen Lebens dagegen auf.

Aber als er tagelang vergebens gewandert war, in bitterer Kälte unzureichend gekleidet, nothdürftig nur genährt, und ruhelose Nächte im Asyl der Obdachlosen oder auch in einem unbewohnten Neubau der Vorstadt zugebracht hatte, in den er sich flüchtete, wie ein Thier in seine Höhle, wenn er im Asyl keinen Platz mehr frei gefunden hatte, da schwand seine

Energie, und stumpfsinnig sah er dem Ende entgegen. Zwar fand er sich noch täglich vor der Druckerei des Intelligenzblattes ein und kaufte das Blatt, in dessen Spalten täglich viele Hunderte von Arbeitern gesucht wurden. Aber elend in seinem Aussehen, mit glänzenden Augen, die ihn wie einen Säufer erscheinen ließen, trotzdem niemals ein Tropfen Branntwein über seine Lippen gekommen war, unordentlich in seinem Anzuge, — wer hätte Vertrauen zu ihm fassen sollen? Die Leute, bei denen er sich meldete, fragten ihn gar nicht mehr nach seiner Vergangenheit, sondern sagten ihm gleich, wenn sie ihn sahen, daß sie ihn nicht brauchen könnten.

Der Tag kam, an dem Wilhelm Recknagel kein Zehnpfennigstück mehr besaß, um sich eine Nummer des Intelligenzblattes zu kaufen. Trotzdem hatte er sich wieder in der Zimmerstraße eingefunden. Vielleicht ließ ihn einer der Glücklicheren — wirklich Glückliche waren wohl Wenige unter den vielen Hunderten, die sich hier täglich vor der Ausgabe des Blattes zusammenfanden, um die Arbeitsanzeigen so schnell als möglich in die Hand zu bekommen, denn sie alle führte die drängende Sorge um das tägliche Brot hierher, — vielleicht ließ ihn einer der Glücklicheren einen Blick in seine Nummer hineinwerfen und erlaubte ihm, von den Anzeigen Gebrauch zu machen, auf die er selbst nicht reflektirte. Recknagel

versuchte es, einem von ihnen über die Schulter zu sehen, als dieser das Zeitungsblatt auf der Straße entfaltete. Aber er war an keine liebenswürdige Natur gerathen. „Nassauern is nich, Jungeken,“ schrie ihn dieser an. „Wenn Sie vor fünf Fennig ne Aktie wollen, können Sie det Blatt nachher kriejen.“ Wilhelm Recknagel besaß keine fünf Pfennige mehr; er besaß auch nicht mehr die Kraft, nach einem Gefälligeren zu suchen. Mit Mühe schleppte er sich bis an den nächsten Laternenpfahl und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Hunger, Kälte und Mangel an Schlaf hatten seine Kräfte aufgerieben, es flimmerte ihm vor den Augen, es brauste ihm in den Ohren, und das Durcheinanderlaufen und Durcheinanderreden der vielen Menschen um ihn her machten ihn schwindelig. Wie sie mit den auseinandergefalteten Intelligenzblättern das ganze Trottoir füllten und Seite auf Seite umschlugen voll geschäftigen Eifers, erschienen sie ihm wie Riesenfledermäuse, die durcheinanderschwirrten, und er konnte sich nicht mehr des Zweckes erinnern, der alle die Leute und auch ihn hierher geführt hatte. Dann schien ihm das Knistern des Papiers und das Geräusch der Sprechenden immer lauter und immer tobender zu werden, und er hörte darin gar nichts mehr von menschlichen Stimmen, sondern es klang ihm wie das Toben der Wellen an den Werderschen Mühlen, an denen er vor einigen Tagen auf seinen Wanderungen

vorübergekommen war und sich beim Anblick des gurgelnden Wassers des Gedankens nicht hatte erwehren können, daß ein Sprung dort hinunter das Beste für ihn sei. Und dann wurde es ganz dunkel vor seinen Augen, er bildete sich ein, er sei von der Brücke in das Wasser hinab gesprungen, und in Wirklichkeit neigte er doch nur den Kopf auf eine Seite, und seine Hände lösten sich allmählich von dem Laternenpfahl, den er in seiner Schwäche umklammert hatte. Er war auf dem besten Wege, ohnmächtig zu werden, und wenn er fiel, konnte es ihm geschehen, daß er sich an der steinernen Bordschwelle den Schädel einschlug.

Aber ein heftiger Stoß, den er gegen die Brust erhielt, brachte ihn wieder zu sich. Anfangs glaubte er zwar, er sei wirklich ins Wasser gesprungen und dabei auf einen Stein oder Pfahl aufgeschlagen, aber als er die Augen öffnete, sah er, daß ihn eine kräftige Männerfaust an der Brust gepackt hielt, die auch vorläufig nicht willens schien, ihn wieder fahren zu lassen, und allmählich fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Diese kräftige Männerfaust aber gehörte dem Droschkenfuhrherrn August Bullermann, der auf dem Kutschbock seiner Droschke erster Klasse saß und mit derselben so nahe an die Bordschwelle herangefahren war, daß Wilhelm Recknagel, wenn ihn August Bullermanns Faust nicht davor bewahrt hätte, zweifellos unter die

Räder des Wagens gefallen wäre. Die kräftige Faust rüttelte nun noch ein wenig hin und her, bis Wilhelm Recknagel vollends zur Besinnung gekommen war, und dann ertönte August Bullermanns kräftige, aber nicht sehr wohllautende Stimme:

„Wenn Sie sich hinlegen wollen, junger Mann, legen Sie sich nicht unter meinen Wagen.“

Wilhelm Recknagel, der von Natur höflich und bei Simon & Herbenstein ja auf Zuvorkommenheit verpflichtet war, ganz abgesehen davon, daß Jedermann mit sehr entkräftetem Leibe dazu neigt, seine bloße Existenz als durchaus unberechtigt anzusehen, wollte sich mit einer gemurmelten Entschuldigung der kräftigen Faust August Bullermanns entziehen. Aber das gelang ihm vorläufig noch nicht.

„Stehen Sie hier bloß, um Maulaffen feil zu haben,“ sagte August Bullermann, „oder suchen Sie Arbeit?“

Er hatte eine echte Kutscherstimme, die nicht sehr freundlich klang, aber in seinen Augen lag doch etwas, das auf Wilhelm Recknagel einen ähnlichen Eindruck machte, wie der erste Sonnenstrahl, der aus lange bewölktem Himmel herniederbricht.

„Ich suche Arbeit,“ sagte Wilhelm Recknagel leise.

„Dann sollten Sie sich doch im Intelligenzblatt umsehen, statt Leuten, die Ihnen nichts gethan haben,

unter die Wagenräder zu fallen," erwiderte August Bullermann.

Wilhelm Recknagel stieg das Blut in das fahle Gesicht. Aber er überwand sich und sagte:

„Ich kann kein Intelligenzblatt kaufen; ich habe kein Geld."

Herr Bullermann zwinkerte lustig mit seinen kleinen und glänzenden Augen, nicht aus Schadenfreude, sondern darüber, daß er das bestätigt fand, was er sich im Stillen über Recknagels Vermögensverhältnisse gedacht hatte.

„Können Sie zur Noth mit Pferden umgehen?" fragte er dann.

Wilhelm Recknagel schöpfte von Neuem Hoffnung; er suchte sich mühsam ein wenig Haltung zu geben.

„Ich war bei die Garde-Dragoner," sagte er stolz. Es passirt auch heute noch ab und zu, wenn auch sehr selten, daß Herr Recknagel Dativ und Accusativ verwechselt.

August Bullermann nahm daran keinen Anstoß; er nickte höchst befriedigt mit dem Kopfe, und gleichzeitig gab seine Faust Recknagels Brust frei.

„Wie heißen Sie?" fragte er und knöpfte die Seite des Tambours auf, auf welcher Recknagel stand.

„Wilhelm Recknagel," erwiderte der.

„Na, Wilhelm," sagte August Bullermann und schlug den Tambour zurück, „wenn Du Dich vor keiner

Arbeit scheust, dann kannst Du einsteigen und mitkommen. Ueber den Lohn werden wir ja wohl einig werden; für satt essen und trinken sorgt meine Alte."

Wilhelm Recknagel besann sich nicht; in weniger als einer Minute saß er neben August Bullermann auf dem Kutschbock, und die Droschke sauste davon. Bullermann verstand zu fahren, das mußte man ihm lassen. Die Droschke sauste um die Friedrichstraßenecke, daß Recknagel beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und dann flog sie auf dem Asphalt dahin, daß es eine wahre Freude war. Wilhelm Recknagel würde diese Empfindung wahrscheinlich auch gehabt haben, wenn er im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen wäre. Schwach aber, wie er war, machte ihn das Vorbeifliegen der Häuser wieder schwindelig, als ob er auf dem Caroussel säße, was er sein Lebtag nicht hatte vertragen können; er mußte die Augen schließen, und fahle Blässe färbte ihm wieder das Gesicht bis an die Stirne.

August Bullermann bekam es mit der Angst, er könne seinen neugemietheten Knecht nicht lebendig bis nach Hause bringen. Außerdem fühlte er selbst eine gewisse Rauheit in der Kehle, die er halbstündlich immer zu empfinden pflegte. Er zügelte daher den Gaul ein wenig und sagte wohlwollend zu Wilhelm Recknagel:

„Du wirst schon wieder so grün, Wilhelm; wir

sollten in der Destille einen hinter die Binde gießen, da wird Dir besser davon werden."

Zu seinem Erstaunen schüttelte Wilhelm Recknagel sich unwillkürlich.

„Ich danke, Herr Bullermann, ich kann keinen Schnaps trinken," sagte er.

„Nanu," rief August Bullermann und riß seine kleinen Augen auf, so weit die rothgefärbten Lider sich öffnen wollten, „so was ist mir doch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Warum kannst du keinen Schnaps trinken?"

„Er brennt mir die Kehle, Herr Bullermann. Es wird auch so gehen."

August Bullermann ließ dem Pferde wieder die Zügel, und die Droschke sauste um das Rondel des Belle-Alliance-Platzes. Wenn Herr Bullermann aber noch einmal die Wahl gehabt hätte, ob er Wilhelm Recknagel in seinen Dienst nehmen solle oder nicht, so würde er sich zweifellos für das letztere entschieden haben, denn er für seine Person war der Meinung, daß ein ordentlicher Mann und ein Schnaps zusammengehören. Uebrigens kann und soll Wilhelm Recknagel auch nicht als ein Beweis gegen diese Meinung angeführt werden, denn seine Abneigung beruhte keineswegs auf einem ethischen Princip oder auf moralischen Grundsätzen, sondern einfach darauf, daß seine Kehle ganz besonders und höchst wahrscheinlich krankhaft oder

doch wenigstens unnormal empfindlich gegen das Brennen des Alkohols war und bis heute auch geblieben ist.

Aber Recknagel behielt Recht mit seiner Ansicht, daß es auch ohne Schnaps gehen werde. Mit Anspannung aller seiner Willenskraft hielt er sich aufrecht, und erst als die Droschke hinter dem letzten Hause der Möckernstraße in einen Thorweg einbog, fühlte er seine Sinne wieder schwinden.

August Bullermann legte seinen linken Arm um seinen Schützling, damit er ihn nicht noch im letzten Augenblick verliere, und lenkte den Gaul im Schritt vor ein einstöckiges kleines Wohnhaus, das sich, flankirt von einem bedeutend umfangreicheren, aber ziemlich zerfallen aussehenden Stallgebäude, auf dem Hintergrundstück erhob. Wer jetzt in diese Gegend Berlins kommt, wird den Ort schwerlich wiedererkennen, denn von allen Seiten schließen ihn die Miethspaläste der Horn-, Großbeeren-, York- und Möckernstraße ein. Vor zehn Jahren erhoben sich auf dem Terrain nur ein paar Häuser der Horn- und Möckernstraße, und der übrige Grund und Boden bestand aus Holzhöfen, Gärtnereien und wüstliegenden Baustellen, die durch hohe Holzzäune untereinander und von den projectirten, aber noch nicht endgiltig festgestellten Straßenzügen getrennt waren.

Als August Bullermann mit dem ohnmächtigen

Recknagel im Arm sich dem kleinen Hause näherte, knallte er mehrmals mit der Peitsche, nachdem er sorglos die Zügel zwischen die Kniee geklemmt hatte; das Pferd kannte seinen Weg, und Herr Bullermann kannte sein Pferd zu genau, um nicht zu wissen, daß er von ihm keine Unbesonnenheiten zu fürchten hatte. Auf das Peitschensignal erschien eine Frau in der Hausthüre, sehr zart und ein wenig blaß und vergrämt aussehend und so in ihrem Aeußeren einen starken Gegensatz zu Herrn Bullermann bildend. Der Letztere nickte ihr vergnügt zu, und sie erwiderte den Gruß freundlich, ohne daß sie doch ein leichtes Erschrecken unterdrücken konnte.

„Ist das der neue Knecht, den Du mitbringen wolltest, August?“ fragte sie.

„Jawohl, Mariechen,“ erwiderte Herr Bullermann vergnügt schmunzelnd, „das ist er. Aber ängstige Dich man nicht, — wenn Du ihn erst herausgefuttert hast, dann ist das der Beste, den Du Dir wünschen kannst. Und nun nimm die Liese am Kopp, daß sie nich anzieht, wenn ich ihn vom Wagen hebe.“

Frau Bullermann that, wie ihr geheißen, und faßte das Pferd am Zügel, während ihr Mann den Ohnmächtigen vom Bock hob und ihn auf seinen starken Armen in das warme Zimmer trug. Nachdem er ihn dort auf dem Sopha niedergelegt hatte, trat er wieder zu seiner Frau hinaus.

„Er ist nicht betrunken, Mariechen,“ sagte er beruhigend und klopfte ihr auf die Schulter, „er ist bloß halb verhungert. Wenn er zu sich kommt, gieb ihm was zu essen, — ich bringe derweile die Liese in den Stall.“

Frau Bullermann fiel offenbar eine Last von der Seele. Sie kannte ihres Mannes Ansicht von der Zusammengehörigkeit eines ordentlichen Menschen und eines ordentlichen Schnapses, und als sie ihn mit dem Ohnmächtigen im Arm hatte auf den Hof fahren sehen, hatte sie sich des Gedankens nicht erwehren können, daß der neue Knecht sich ihrem Manne durch nichts anderes als einen ordentlichen Rausch empfohlen habe. Unter Seufzen, — über einen stillen Seufzer kam die kleine Frau ihrem Manne gegenüber niemals hinaus, — hatte sie der ihr bevorstehenden Widerwärtigkeiten gedacht. Aber ihre stumme Abneigung wandelte sich in Mitleid, als sie über die wahre Ursache des Zustandes, in dem Wilhelm Recknagel seinen Einzug gehalten hatte, aufgeklärt worden war. Sie eilte in das Zimmer, scheuchte ihre beiden Aeltesten, die mit großen Augen neben dem Ohnmächtigen standen, in die Ecke, nahm sich nicht einmal die Zeit, ihren Jüngsten zuzudecken, der sich in der Wiege bloßgestrampelt hatte, und flog in die Küche, um von dem Mittagessen ihres Mannes eine Tasse kräftiger Brühe mit einem Ei abzurühren. Damit trat sie zu Wilhelm

Recknagel, als dieser gerade wieder die Augen öffnete. Er hatte sich bis dahin niemals eine rechte Vorstellung davon machen können, wie ein Engel wohl aussehen möchte. Als die kleine Frau nun seinen Kopf unterstützte, ihm die Tasse an den Mund hielt und ihn mit leisen freundlichen Worten mahnte, nicht zu hastig zu trinken, da glaubte er es plötzlich zu wissen, und noch lange Zeit nachher, als Wilhelm Recknagel seine Schwäche längst überwunden hatte und auch nicht mehr zu fürchten brauchte, daß er jemals wieder Hunger leiden würde, konnte er sich die Engel niemals ohne eine Tasse Bouillon in der Hand vorstellen.

Als Herr Bullermann in die Stube trat, fühlte sich Wilhelm Recknagel so gekräftigt, daß er sich, wie es der Respect erforderte, vom Sopha erheben konnte. August Bullermann schob ihm einen Stuhl an den Tisch, und während seine Frau das Mittagessen auftrug, pfiff er leise vor sich hin.

„Nu, Wilhelm, mein Sohn, schlage eine ordentliche Klinge," sagte er dann, als die Schüssel auf dem Tisch stand, und legte ihm eine Portion vor, von der drei Hungernde sich hätten sättigen können. Seine Frau flüsterte ihm zu, daß solche Ueberfüllung dem Magen schaden könne.

„Ach was, Mariechen," meinte aber Herr Bullermann abweisend, „das verstehen wir besser, wie die Herren Pflasterschmierer. Nicht wahr, Wilhelm?

Immer eß Du man, und dann legst Du Dich hin und schläfst, und wenn Du ausgeschlafen hast, dann wird Dir wohl besser sein. Und wenn Du morgen noch nicht ins Zeug kannst, dann kann ich auch bis übermorgen warten."

Wilhelm Recknagel glaubte in diesem Falle Herrn Bullermann mehr respectiren zu müssen als Frau Bullermann; er aß erstaunlich viel, und dann ließ er sich von Herrn Bullermann in die Kammer führen, die er künftig bewohnen sollte, und schlief bis weit in den nächsten Tag hinein. Die Ueberfüllung des Magens hatte ihm nicht geschadet.

August Bullermann aber setzte sich neben seine Frau, nachdem er Recknagel auf seine Kammer gebracht hatte, legte seinen Arm um ihre Schulter und sagte schmunzelnd:

„Nun, Mariechen, wie gefällt er Dir?"

„Der arme Mensch," sagte Frau Bullermann. „Es scheint ihm ja schlecht gegangen zu sein, aber er hat so was Manierliches an sich. Wo hast Du ihn hergeholt?"

„Sieh mal, Mariechen, wir haben nun lange nichts Gutes erlebt an den Kerls, die wir hatten," sagte Herr Bullermann mit weiser Miene, „und da dachte ich mir, Du wirst mal die Zimmerstraße lang fahren, und wenn Du da vor dem Intelligenzblatt einen findest, der recht verhungert aussieht, den wirst

Du nehmen, weil der dann eine gute Lehre hinter sich hat und nicht so schnell wieder Mucken kriegen wird. Und da stand der Wilhelm, der sah so verhungert aus, als ob er umfallen wollte, und wenn ich ihn mir nicht vom Bock heruntergelangt hätte, wäre er mir unter den Wagen gefallen. Das ist Dein Mann, dachte ich, und da nahm ich ihn mit. Nachher hat es mir aber leid gethan."

„Warum, August?" fragte Frau Bullermann. „Er hat was Gutes im Gesicht, und ich glaube, diesmal hast Du Glück gehabt. Warum hat es Dir leid gethan?"

„Er trinkt nicht," sagte Herr Bullermann bedauernd, „und Du weißt, Mariechen, ein ordentlicher Mann und ein ordentlicher Schnaps gehören zusammen. Aber er sagt, er kann keinen vertragen, er brennt ihn im Halse."

„Ich denke, das wird nichts schaden, August," wagte Frau Bullermann schüchtern zu erwidern.

„Ja, ja, ich weiß wohl, Mariechen, Du hältst auch nicht viel vom Schnaps," meinte Herr Bullermann gutmüthig. „Euch Frauen brennt er ja auch im Halse, aber bei einem Mann ist das was anderes. Ich habe nicht mehr viel Vertrauen dazu, und wenn ich das vorher gewußt hätte, dann hätte ich mich wohl darüber besonnen. Jetzt hilft das nichts mehr, jetzt heißt es abwarten. Na, dann geh nu mal, Mariechen, und hol mir die Flasche mit dem alten Nordhäuser, der hilft wohl auch darüber weg."

Und Mariechen Bullermann erhob sich, unterdrückte einen stillen Seufzer und holte die Flasche mit dem alten Nordhäuser. — — —

August Bullermann war ein guter Mensch, und Frau Bullermann liebte ihn deswegen, aber er war ein stiller Trinker, und deshalb sah seine Frau vergrämt aus, und sie verlor den wehmüthigen Zug nicht aus dem Gesicht, selbst wenn sie ihren Kindern zulächelte. Sie sorgte sich darum, was aus denen werden sollte, denn sie sah mit jedem Tage, wie sie unaufhaltsam in ihren Verhältnissen zurückgingen. August Bullermann sah das nicht, der sah nur eine rosige Zukunft vor sich, ganz so, wie ihm auch die Gegenwart erschien. Seine Frau hatte ihm das Grundstück zugebracht, als er sie heirathete, und ein paar tausend Thaler, mit denen er Wohnhaus und Pferdestall darauf baute und ein Droschkenfuhrgeschäft einrichtete. Anfangs war das Geschäft auch gut gegangen; Bullermann hatte seine Leute in Zucht und Ordnung gehalten, und er selbst war fleißig auf dem Posten gewesen. Getrunken hatte er freilich schon damals, aber da er einen guten Rausch hatte oder vielmehr einen eigentlichen Rausch gar nicht, denn er wurde nur sehr weich in seinem Gemüth, wenn er getrunken hatte, und Haltung und Sprache blieben ganz dieselbe, als ob er nüchtern gewesen wäre, so hatte sich Frau Bullermann Anfangs nicht viel Sorge darum gemacht. Aber bald

begann Herr Bullermann sich nicht mehr um sein Geschäft zu kümmern; zwar fuhr er selbst immer noch regelmäßig seine Droschke erster Klasse — seine Frau hatte ihn im Verdacht, daß er es nur that, um unbeobachtet von ihr seinen Durst stillen zu können, — aber er sah nichts mehr von dem, was sonst im Geschäft vorging. Seine Kutscher betrogen ihn mit dem Futter und bestahlen ihn bei der Ablieferung des Fahrgeldes, und Schnaps und Gutmüthigkeit ließen ihn Beides übersehen. Mit Mühe gelang es der Frau, im Hause selbst Ordnung und den Schein eines bescheidenen Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Wer aber das Grundstück betrat, der sah den Verfall. Der offene Schuppen, unter dem die Wagen vor dem Wetter geschützt stehen sollten, ließ den Regen durch das schadhafte Dach, von Haus und Stall war der Mörtelbewurf in großen Stücken niedergefallen, und der Pferdedünger wuchs auf dem Hofe zu einem unförmigen Haufen an, der bei nassem Wetter das ganze Grundstück mit einer ekelhaften Jauche durchfeuchte, so daß man kaum auf einer Reihe großer Steine trockenen Fußes von der Straße bis an das Wohnhaus gelangen konnte. Die nothwendigen kleinen Reparaturen wurden nicht nur an Wagen und Geschirren, sondern überall versäumt und wuchsen schnell zu großen Defecten an, die kaum noch gut zu machen waren. August Bullermann war zufrieden, wenn der Knecht, den er

auf dem Hof hatte — die Droschkenkutscher wohnten außerhalb und hatten nur ihren Gaul einzuspannen, ihre Zeit zu fahren und den Gaul wieder in den Stall zu liefern — seine eigene Droschke in guter Ordnung hielt und ihm sein Leibpferd, die Liese, mit spiegelglattem Fell und in wohlgenährtem Zustande vorführte. Wenn seine Frau ihm vorklagte, was sie übrigens bald als nutzlos aufgegeben hatte, dann leugnete August Bullermann nicht, daß es abwärts ging; er konnte ja auch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Kutscher nur noch die Hälfte von dem Fahrgeld nach Hause brachten, das sie früher eingenommen hatten. Aber er hatte eine Erklärung dafür: die vielen Pferdebahnlinien, die Berlin durchkreuzten und die keinem Menschen mehr eine Droschke nothwendig machten. Und er hatte auch einen Trost für seine Frau, denn für sich brauchte er eigentlich keinen, da der Nordhäuser, dem er den Untergang geschworen hatte, sich dadurch rächte, daß er ihn alle Dinge anders sehen ließ, als sie in Wirklichkeit waren. Er meinte nämlich, sie hätten das ganze Fuhrgeschäft eigentlich gar nicht nöthig, und ob es gut oder schlecht gehe, sei eigentlich ganz gleichgiltig, denn es könnte ihnen gar nicht fehlen, sie müßten doch ganz von selber in den Wohlstand hineinwachsen.

Und diese Meinung August Bullermanns entbehrte nicht jeglicher Begründung. Das Stadtviertel vor dem

Halleschen Thore, vor fünfundzwanzig Jahren eigentlich nur aus einer einzigen und sehr lückenhaft bebauten Straße bestehend, war gewaltig gewachsen, und in jedem Jahre waren neue Häuser, neue Straßen, neue Straßenviertel entstanden. Es drängte sich heran bis an den Schienenstrang der Anhalter Bahn, der nach dieser Richtung dem Vorwärtsdringen eine Grenze steckte. Und wie diese Vorstadt, so wuchsen alle Vorstädte Berlins gewaltig an. Schon floß die Potsdamer Vorstadt mit Schöneberg zusammen, und wie das Viertel vor dem Halleschen Thore nicht über den Schienenstrang der Anhalter Bahn fortkonnte, so setzte die Potsdamer Bahn dem Viertel vor dem Potsdamer Thore seine Grenze. Die mehr als hunderttausend Bewohner beider Vorstädte aber konnten nicht anders zusammenkommen, als auf weiten Bogenwegen um die beiden Bahnhöfe herum oder über das Tempelhofer Feld. Da war nun August Bullermann der Meinung, dieser Zustand sei unnatürlich und dürfe nicht ewig währen; es müsse, koste es, was es wolle, eine directe Verbindung zwischen den beiden Vorstädten hergestellt werden, und es sei ihm gleichgiltig, ob diese Straßenverbindung über oder unter den Schienen der beiden Bahnlinien hinwegführe. Der ersten Meinung waren Viele in Berlin, und auch unter den Herren, die im Rathhause die Geschicke der werdenden Weltstadt lenkten, machte sich keine Stimme dagegen hörbar. Aber ob

die neue Straße über oder unter den beiden Bahnlinien hindurchgeführt werden solle, das war diesen Herren nicht gleichgiltig, denn sie mußten darüber wachen, daß die neue Anlage den Säckel der Stadt Berlin nicht allzu stark belaste. Also beriethen sie und beriethen sie schon einige Jahre, und es konnte wohl noch einige Jahre dauern, bis sie zum Entschluß kamen, trotzdem die Linie der neuen Straße bereits festgestellt war. Diese Linie aber, das wußte August Bullermann, durchschnitt seinen Grund und Boden und schaffte dem verhältnißmäßig werthlosen Hintergrundstück eine Straßenfront, die den Werth desselben verzehnfachen mußte, ganz abgesehen davon, daß er für den zur Straße selbst nothwendigen Theil seines Grundstückes ein hübsches Kapital von der Stadt erwarten durfte

Das Alles wußte August Bullermann, und damit tröstete er seine Frau, wenn sie ihm ihre Sorgen nicht verschweigen konnte oder wenn er sich genöthigt sah, von Neuem Geld auf das ehemals schuldenfreie Grundstück aufzunehmen. Mariechen Bullermann wußte auch, daß dem ganz so war, wie ihr Mann es darstellte, und dennoch konnte sie keinen rechten Trost darin finden. Die Schuldenlast wuchs ihr zu schnell, und die Herrn im Rathhause beriethen ihr zu langsam, und sie meinte, wenn die Zeit gekommen sei, daß deren Rath That werde, dann könnte es wohl sein, daß sie selbst schon lange nicht mehr Herren auf ihrem Grund

und Boden waren und daß andere so mühelos in den Wohlstand hineinwuchsen, wie ihr Mann hineinzuwachsen gedachte. Wie sie auch in Kleinen sich mühte und schaffte, sie konnte den gänzlichen Ruin doch nicht verhindern.

Nachdem Wilhelm Recknagel wenige Tage bei Bullermann im Dienst war, hatte er durchschaut, wie hier die Verhältnisse lagen. Er wußte, daß die Kutscher den Pferden das halbe Futter stahlen, das sie ihnen, wenn sie auf der Tour waren, verabreichen sollten, er wußte, daß sie höchstens die Hälfte ihres Verdienstes an Herrn Bullermann ablieferten, er wußte auch, was August Bullermanns Sinne so umnebelte, daß er von alledem nichts gewahrte, und er wußte, warum Frau Bullermann, der Engel mit der Bouillontasse, immer zugleich freundlich und vergrämt aussah. Wenn er nicht den gebührenden Respect vor Herrn Bullermann als seinem Herrn gehabt und nicht eine zu lebhafte Dankbarkeit gefühlt hätte, dann hätte er wohl einen Zorn auf ihn werfen können, daß er die Dinge gehen ließ, wie sie wollten, und sich von nichtsnutzigen Menschenbetrügen ließ, die sich nicht einmal scheuten, sich über ihn lustig zu machen, wenn sie sicher waren, nicht von ihm gehört zu werden. Hatten sie doch in den ersten Tagen nicht einmal in Recknagels Gegenwart ein Blatt vor den Mund genommen, trotzdem er ihnen ganz fremd war, bis sie merkten, daß dieser

keine Lust hatte, mit ihnen in dasselbe Horn zu blasen, und sich in Acht nahmen. Dafür griffen sie zu allerhand Schabernack und versuchten, Recknagel aufzuziehen und zu hänseln, um dem ihnen Unbequemen seine Stellung zu verleiden; aber als Wilhelm dieser Scherze überdrüssig geworden und einem der Kutscher einmal eine fühlbare Probe seiner Muskelkräfte abgelegt hatte, gaben sie endlich Ruhe.

Natürlich hatte Recknagel, sobald er sich von seiner Erschöpfung erholt hatte, auch Herrn Bullermann darüber Rede stehen müssen, was er früher getrieben hatte und wie er in diese Nothlage gekommen war, und trotzdem Recknagel davor zitterte, daß ihm wieder begegnen könne, was ihm schon so oft begegnet war, hatte er doch der Wahrheit die Ehre gegeben und schlicht und einfach seine Geschichte erzählt. Wenn seine Anhänglichkeit an Herrn Bullermann noch erhöht werden konnte, so geschah es durch die Art und Weise, wie dieser seine Erzählung aufnahm. Auch Herr Bullermann machte ein bedenkliches Gesicht, als er hörte, daß Recknagel wegen Diebstahls in Untersuchung gewesen war. Aber als er das Ende vernommen hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte, und schrie ordentlich:

„Ih, diese Simons und Herbensteins, das sind ja . . . .“ Er brauchte ein starkes Schimpfwort, das ihm zweifellos eine Anklage wegen Beleidigung einge-

bracht haben würde, wenn es der Firma Simon & Herbenstein hinterbracht worden wäre. Darauf trank er ein Glas Nordhäuser mit einem Zuge aus, goß ein zweites ein und rief nach seiner Frau: „Mariechen, nu höre mal diese Schlechtigkeit!" und er erzählte Recknagels Geschichte in starken Ausdrücken, die dem Letzteren natürlich wohlthaten, und schloß: „Sollte man das für möglich halten, Mariechen? Solche Elendigkeit! Pfui Teufel!" Und Herr Bullermann spuckte erst auf die von seiner Frau eigenhändig frischgescheuerte Diele und goß dann den zweiten Nordhäuser hinunter.

„So sind die Menschen," wandte sich Herr Bullermann dann an Wilhelm Recknagel, „wenn sie sehen, daß einer mit Füßen getreten ist, dann treten sie noch hinterher. Aber nu erst recht, Wilhelm, nu bleibst Du hier, und hab' ich vorher gesagt, Du kriegst so viel Lohn wie der vorige, dann kriegst Du jetzt alle Monat drei Mark mehr. August Bullermann kann sich das leisten."

„Herr Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel und seine Stimme zitterte ein bischen, „lassen Sie es man beim Alten, ich danke Ihnen auch so!"

Aber August Bullermann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt, und dabei bleibt's. Nicht wahr, Mariechen, Du kennst

mich. Nu geh, Wilhelm, und spann die Liese ein und sieh nach, daß am Beschlag und am Lederzeug Alles in Ordnung ist, — ich weiß, ich kann mich auf Dich verlassen.“ — — —

„Wilhelm, ich weiß, ich kann mich auf Dich verlassen,“ — Herr Bullermann hat das gute Wort noch oft wiederholt. Zu oft vielleicht, es wurde eine Lieblingsredensart von ihm, und sein Vertrauen zu Wilhelm Recknagel wurde ihm bald zum Vorwande, sich um gar nichts mehr zu kümmern. Das gereichte der Familie Bullermann freilich nicht zum Schaden. Mit Pferden wußte Recknagel umzugehen wie kein Anderer, der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit war ihm noch frisch aus seiner Militärdienstzeit, er war ehrlich und fleißig und hatte ein sonderliches Geschick zu allerlei Hantirungen, das ihm trefflich zu Statten kam. Als er Herrn Bullermann darauf aufmerksam gemacht hatte, daß das Dach des Wagenschuppens ausgebessert werden müsse, hatte dieser gemeint, das sei noch nicht so eilig, sei es so lange damit gegangen, so reiche es auch noch eine Zeit weiter, — er hoffte ja von Tag zu Tag auf die neue Straße, die alle Reparaturen unnöthig machen sollte. Aber Wilhelm Recknagel gab sich damit nicht zufrieden. Auf dem Stallboden fand er eine Lage Bretter, eine Rolle Dachpappe und was er sonst noch nöthig hatte, vor, und eines Tages saß er selbst auf dem Dach des Schuppens und arbeitete wie ein

gelernter Dachdecker. Er kochte selbst einen Lack und mischte Farben, mit denen er der ältesten Droschke neuen Glanz verlieh, und kein Tapezierer hätte ein durchgesessenes Wagenpolster sauberer wieder aufmöbeln können als Wilhelm Recknagel. Er führte eine Kontrole über Hafer, Heu und Stroh wie der gewiegteste Fourageunteroffizier, und wenn Herr Bullermann ihn einmal beauftragte, mit den Kutschern Tageskasse zu machen, dann war die Einnahme jedesmal verwunderlich hoch gewesen, trotzdem die Gäule nicht abgeklapperter in den Stall gekommen waren als an jedem anderen Tage. Als es Frühling wurde, schoß Wilhelm Recknagel der Gedanke durch den Kopf, daß es doch Thorheit sei, das ganze Grundstück so unbenutzt liegen zu lassen, und er meinte, ein Gärtchen müsse dem ganzen kleinen Hinterhause ein anderes Aussehen geben. Herr Bullermann sagte zwar, das sei ein Unsinn, die Straße ginge ja doch gerade darüber hinweg, und man könnte nicht einmal wissen, ob selbst Radieschen Zeit behielten, sich zu entwickeln. Aber Recknagel ließ sich nicht irre machen, er düngte und grub und säete und pflanzte, und die kleinen Bullermanns halfen ihm dabei, und Frau Bullermann sah ihm aus dem Fenster zu und dachte: „Was haben wir doch mit dem Wilhelm für Glück gehabt! Das will ich ihm gedenken sein Lebenlang.“ Und als Herr Bullermann zum ersten Mal in einer aus dünnen grüngestrichenen Latten zierlich

zusammengefügten Laube saß und seine Frau ihn auf die Kürbispflanzen aufmerksam machte, die schon zolllang aus dem Boden emporgekeimt waren, hatte er doch innerlich seine Freude daran, wenn er auch scheinbar verdrießlich meinte: „Ein rechter Unsinn; wenn die neue Straße durchgelegt wird, muß das Ding ja doch heruntergerissen werden. Unnütze Arbeit, nichts als unnütze Arbeit!“

„Aber Wilhelm hat doch nichts versäumt deswegen,“ sagte Mariechen Bullermann entschuldigend.

„Das will ich auch nicht gesagt haben, Mariechen,“ erwiderte Herr Bullermann, „keineswegs. Alles was Recht ist, seine Arbeit thut er, man kann sich auf ihn verlassen.“

Frau Bullermann dachte noch besser von Wilhelm Recknagel; sie meinte, es sei ein rechter Segen mit ihm in das Haus gekommen. Leicht war ihr noch nicht ums Herz, wenn sie an die Zukunft dachte; die zwei Arme, die der neue Knecht ins Haus gebracht hatte, waren kräftig und arbeitsfreudig, aber ob es ihnen gelingen würde, das Unglück und die Armuth ganz fern zu halten, das war doch sehr fraglich, denn der Kopf war derselbe geblieben. Wie ein Segen aber erschien es Frau Bullermann, daß doch nicht Alles um sie her mehr den Krebsgang ging, daß sie doch frische und fröhliche Thätigkeit sah und nicht nur dumpfes Hoffen auf einen plötzlich eintretenden Glücks-

fall. Daran richtete sie sich selber auf, und wenn sie früher oft geglaubt hatte, ganz verzagen zu müssen, und sie die Lust angewandelt hatte, auch die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen wollten, und mit ihren schwachen Kräften den Kampf aufzugeben, so sagte sie sich jetzt, daß sie sich wehren müsse und sich wehren wolle, um, wenn sie doch einmal von Haus und Hof mußten, wenigstens das Bewußtsein mitnehmen zu können, daß sie ihre Pflicht gethan habe bis zuletzt.

Ungefähr drei Jahre mochte Wilhelm Recknagel in Herrn Bullermanns Diensten gewesen sein. Es war wieder ein bitterkalter Wintertag gerade wie derjenige, an dem er einst halbverhungert auf den Hof gekommen war. Und wieder fuhr August Bullermann vor seinem Hause vor und knallte mit der Peitsche, wie er immer zu thun pflegte, um seiner Frau seine Rückkehr anzumelden. Aber die Schnur wollte keinen rechten Ton von sich geben, trotzdem Herr Bullermann es noch einmal versuchte, — es war ihm, als ob ihm das Handgelenk seinen Dienst versagte. Auch fühlte er einen eigenen Druck in den Schläfen und eine Schwere in den Gliedern, ohne indessen sonderlich darauf zu achten. Recknagel hatte den Wagen trotz des mißglückten Peitschenknalles auf den Hof fahren hören und kam eilends aus dem Stall herübergelaufen, um seinem Herrn vom Bock zu helfen und die Liese auszuspannen. Ihm fiel es auf, daß Herr

Bullermann zum ersten Mal die Peitsche an den Bock steckte, statt sie wie sonst stets mit in das Haus zu nehmen: es war eine theure Peitsche mit silberbeschlagenem Stiel, die August Bullermann einmal bei einem Droschkenwettfahren als Preis gewonnen hatte und die er so ängstlich hütete, daß er sie auch dann nicht aus der Hand ließ, wenn er unterwegs einen Abstecher in eine Destillation machte. Das verwunderte Wilhelm Recknagel ein wenig, und er dachte sich, daß er sie ins Haus tragen wolle, sobald er die Liese ausgespannt und ihr Futter gegeben habe. Eben hatte er das Pferd losgesträngt, als er aus dem Hause einen markerschütternden Schrei hörte, daß er die Peitsche darüber ganz vergaß, der Liese schnell einen auf das Hintertheil versetzte, was für sie das Zeichen war, sich in den offenen Stall zu begeben, und dann selbst in langen Sätzen nach dem Hause hinübersprang. Als Wilhelm Recknagel die Thüre zum Wohnzimmer öffnete, demselben, in welches ihn selbst einst Herr Bullermann bewußtlos hineingetragen hatte, da sah er, daß August Bullermann mitten im Zimmer auf der Erde lag, steif wie ein Stock, und Frau Bullermann kniete neben ihm und versuchte seinen Kopf hoch zu heben, und da ihr das nicht gelang, rang sie die Hände, und über ihr schneeweißes Gesicht rannen dicke Thränen.

„Wilhelm, um Gotteswillen, helfen Sie mir!“ sagte sie angstvoll, „meinen Mann hat der Schlag gerührt.“

Wilhelm Recknagel schnitt der Jammer ins Herz, aber er verlor den Kopf nicht.

„Das wird so schlimm nicht sein, Frau Bullermann,“ sagte er, während er den Bewußtlosen mit starken Armen von der Erde aufhob. „Machen Sie nur die Thür auf, daß ich den Herrn gleich in die Schlafstube und aufs Bett legen kann. Sie wissen, es ist kalt heute draußen, und da mag der Herr wohl ein bischen zu viel eingeheizt haben, und dann ist er hier mit einem Mal in die warme Stube gekommen. Nordhäuser soll ja gesund sein, Frau Bullermann, obschon ich keinen trinken kann — er brennt mir die Kehle — aber bei solcher Kälte ist es ein tückisches Wasser.“

Wilhelm Recknagel hatte August Bullermann in das Gesicht gesehen, als er ihn auf das Bett legte — in ein blaues aufgedunsenes Gesicht mit ausdruckslosen starren Augen, und er glaubte selbst nicht mehr daran, daß Herr Bullermann einen Rausch habe. Er wußte ja auch, daß August Bullermann trinken konnte, soviel er wollte, und doch niemals wirklich betrunken wurde. Aber er sprach trotzdem ruhig weiter.

„Sehen Sie, Frau Bullermann, wir ziehen ihn jetzt aus und decken ihn warm zu, und dann können Sie hier sitzen bleiben und warten, ob der Herr was verlangt, und dann springe ich mal rüber nach der Hornstraße zum Sanitätsrath Freese, der soll ja ein

ordentlicher Mann sein und kann dann vielleicht mal nachsehen, ob da sonst noch ein Haken ist."

„Ach ja, Wilhelm, laufen Sie, laufen Sie," jammerte Frau Bullermann. „Ich werde mit dem Ausziehen schon fertig werden."

„Lassen Sie man, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel ruhig. „Ihre Hand zittert viel zu sehr. Sehen Sie, da ist der zweite Stiebel auch runter, jetzt ist die Sache gleich gemacht."

Frau Bullermann versuchte noch ein wenig behilflich zu sein, aber dann wurden ihr die Kniee schwach, und sie mußte sich setzen. Wilhelm Recknagel deckte seinen Herrn ordentlich zu.

„Ich bin gleich wieder da, Frau Bullermann, grämen Sie sich man nicht," sagte er und stürmte davon.

In zehn Minuten war er mit dem Sanitätsrath zurück. Der alte Herr warf nur einen Blick auf den Kranken, und dann schickte er Frau Bullermann unter einem Vorwande aus dem Zimmer.

„Es steht wohl schlimm mit dem Herrn, Herr Sanitätsrath?" fragte Wilhelm Recknagel.

„Gar nichts zu machen," erwiderte der alte Herr, der schon nach seinem Hut griff. „Möglich, daß er noch einmal zur Besinnung kommt, aber die Nacht überlebt er nicht. Bringen Sie's der Frau langsam bei."

Damit ging der Sanitätsrath. Der alte Herr war weichen Gemüthes und deshalb froh, daß er Frau Bullermann in der Küche beschäftigt wußte, Wärmflaschen zu bereiten, die er empfohlen hatte, ihrem Manne in das Bett zu legen, und daß er das Haus verlassen konnte, ohne der armen Frau Rede stehen zu müssen.

Als der Doctor das Krankenzimmer verlassen hatte, fühlte auch Wilhelm Recknagel eine Schwäche in den Knieen, so daß er sich auf denselben Stuhl setzen mußte, auf dem vorher Frau Bullermann gesessen hatte. Von dort sah er unverwandt in August Bullermanns Gesicht und dachte unaufhörlich: „Die arme Frau, die arme Frau," und über dem Gedanken fühlte er, wie ihm die Kehle immer enger wurde. Aber als er Frau Bullermann im Nebenzimmer kommen hörte, sprang er von seinem Stuhl auf, denn es vertrug sich nicht mit seinem Respect vor ihr, daß er sich von ihr in ihrem Schlafzimmer sitzend finden ließ. Er räusperte sich energisch, wischte sich mit dem Handrücken erst über beide Augen und dann unter der Nase, wobei er sehr hörbar durch dieselbe Luft einzog, und als Frau Bullermann mit den Wärmkruken eintrat, stand er ihr mit unbefangenem Gesichte gegenüber.

„Der Doctor ist schon weg, Frau Bullermann," sagte er, „er meint ja, es könnte bald wieder werden. Geben Sie die Flaschen man her, warme Füße ist

die Hauptsache, hat der Doctor gesagt. Und dann bleiben Sie ein Weilchen hier sitzen, Frau Bullermann, daß ich der Liese Futter einschütten knan. Ich komme gleich wieder rüber, und dann können Sie die Kinder abfüttern, die Jöhren werden wohl Hunger haben."

So geschah es. In zehn Minuten war Wilhelm Recknagel wieder an dem Krankenbette, und er empfand es als ein Glück, daß die Kinder, auch nachdem sie abgefüttert waren, Frau Bullermann so viel zu schaffen machten, daß sie immer nur auf Augenblicke kommen konnte, nach ihrem Manne zu sehen. Wilhelm verwandte stundenlang kein Auge von Herrn Bullermann. Es sei doch schade um einen so guten Herrn, dachte er, und was aus der armen Frau werden sollte und den Kindern, die ihm ans Herz gewachsen waren, denn sie wichen fast nicht von seiner Seite, ob er im Stalle die Pferde fütterte oder sich sonst zu thun machte. Und wieder schnürte es ihm die Kehle zusammen, und er mußte sich oft mit dem Handrücken über die Augen wischen, um seiner Rührung Herr zu werden. Aber als es in August Bullermanns Brust zu keuchen begann und die Augen des Kranken zu rollen anfingen, daß es schrecklich anzusehen war, wurde es wieder ruhig in Wilhelm Recknagel, und er hatte nur den einen Gedanken, wie er dem Kranken die Qual erleichtern könne. Er stand auf und richtete August Bullermanns Oberkörper in

die Höhe, und wirklich schien es, als ob das dem Kranken wohl thue. In Bullermanns Auge kehrte sogar ein natürlicher Ausdruck zurück, und Recknagel las ganz deutlich darin, daß er ihn erkannte. Aber eine ganze Weile mühte sich Herr Bullermann vergebens unter schrecklichen Anstrengungen zu sprechen. Schon wollte Wilhelm Recknagel nach seiner Frau rufen, weil er dachte, sie könne ihn vielleicht besser verstehen, als August Bullermann endlich seiner Zunge Gewalt anthat und die Worte lallte, die ihm so geläufig geworden waren: „Wilhelm, ich kann mich auf Dich verlassen!“ Als er sich um die paar Worte abgemüht hatte, legte er seinen Kopf gegen Wilhelm Recknagels Schulter zurück, und es zuckte ein paarmal gewaltig durch seinen Körper. „Jawohl, Herr Bullermann,“ sagte Recknagel noch mit ganz ruhiger Stimme, aber als das Zucken aufgehört hatte und als er fühlte, daß August Bullermann schwer und leblos in seinem Arm lag, da brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen, und er schluchzte so gewaltig auf, daß Frau Bullermann im Nebenzimmer es hörte und an dem Ton erkannte, daß sie Wittwe und ihre Kinder Waisen geworden waren . . . .

Zum letzten Male war August Bullermann aus dem Stacketenthorweg seines Grundstücks nach der Möckernstraße hinausgefahren. Aber nicht wie sonst hatte er Zügel und Peitsche selbst geführt und nicht wie sonst

war sein Weg mitten hinein in das Herz von Berlin gegangen. Still und regungslos hatte er in dem blumengeschmückten Sarge gelegen, und der kleine Trauerzug hatte sich an der Hasenhaide vorüber und durch Rixdorf hindurch weit hinaus aus Berlin nach den neuen Kirchhöfen bewegt. Frau Bullermann war zurückgekommen von dem Grabe ihres Mannes, das Herz voll Gram und Sorge. Sie war keine von den resoluten Wittwen, die in derselben Annonce den Tod ihres Mannes und den unveränderten Fortbestand ihres Geschäftes anzeigen. Sie fühlte, daß sie nicht die Kraft gehabt hätte, das Geschäft zu leiten, selbst wenn es ein gesundes und nicht so durch und durch zurückgekommenes gewesen wäre. Da erschien es ihr fast als ein Glück, daß schon am Tage nach dem Begräbniß einer der Hypothekengläubiger bei ihr vorsprach und ihr den Vorschlag machte, er wolle das Grundstück zum Hypothekenwerth übernehmen und noch die Verkaufssteuer dazu zahlen. Er setzte ihr auseinander, daß sie das Grundstück doch nicht werde halten können, und so würden ihr doch immer noch ein paar hundert Thaler aus dem Erlöse der Pferde und Wagen bleiben, die ihr sicher auch verloren gehen müßten, wenn sie wartete, bis es zur Subhastation käme. Frau Bullermann gab ihm im Grunde vollkommen Recht und nur ihre Unkenntniß in allen geschäftlichen Dingen verhinderte sie, ihm gleich zuzu-

sagen, und veranlaßte sie, sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit auszubedingen.

Als der Menschenfreund gegangen war, kam Wilhelm Recknagel aus dem Stall herüber und fragte, ob er die Frau wohl einen Augenblick sprechen dürfe. Er sah verlegen aus, und als Frau Bullermann ihn freundlich fragte, was er wünsche, räusperte er sich erst ein paar Mal.

„Ich hätte wohl eine große Bitte, Frau Bullermann,“ sagte er und räusperte sich wieder.

Die Frau war in der Stimmung, in der man auf etwas Gutes nicht gefaßt ist, und so dachte sie denn auch nicht anders, als daß Wilhelm Recknagel um seinen Abschied bitten wolle. Sie verargte es ihm nicht, daß er gehen wollte, hatte er doch lange genug ausgehalten; aber es that ihr weh, daß er kam, nachdem sie ihren Mann kaum begraben hatte.

„Sie wollen gehen, Wilhelm?“ sagte sie trotzdem freundlich. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken. Sie haben hier allezeit mehr gethan, als Sie schuldig waren, und ich hoffe, es wird Ihnen wo anders besser vergolten, als ich es Ihnen vergelten kann.“

Wilhelm Recknagel wurde roth im Gesicht und zwirbelte an seinem Schnurrbart.

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Frau Bullermann,“ sagte er, „daß Sie meinen, ich werde jetzt fortgehen, wo Sie keinen Menschen haben, auf den

Sie sich verlassen können, und der im Stall und auf dem Hofe nach dem Rechten sieht."

Da schlug Frau Bullermann die Hände vor dem Gesicht zusammen und brach in Schluchzen aus.

„Ach Gott, Wilhelm," sagte sie unter Thränen, „ich kann das Grundstück ja doch nicht halten, und morgen will ich es verkaufen und sehen, wo ich mit den Kindern ein Unterkommen finde. Es war schon einer hier, der es übernehmen will, und die Pferde und Wagen will ich verauktioniren lassen. Wenn Sie denn die paar Tage noch nach dem Vieh sehen wollen —"

„Frau Bullermann, Sie dürfen sich nicht bereden lassen," sagte Wilhelm Recknagel. „Wer zu einer Wittwe kommt einen Tag, nachdem sie ihren Mann begraben hat, und von Geschäften spricht, der will sie betrügen und um das Ihre bringen. Sie wissen, was der Herr immer gesagt hat: Das Grundstück hat noch mal seinen Preis, und wenn der ganze Droschkenkram auch um die Ecke geht, wir können es aushalten Und wenn der Herr es auch nicht mehr erlebt hat, kommen muß die neue Straße doch mal, und Sie dürfen das Ihren Kindern nicht anthun."

„Ja, Wilhelm, aber es geht doch nicht," sagte Frau Bullermann, aber sie hörte doch auf zu schluchzen und nahm die Hände vom Gesicht. „Wie soll ich mich durchfinden, jetzt, wo er nicht mehr da ist? Und

einen neuen Kutscher müßten wir auch nehmen für die Liese, und wer weiß, was wir da für einen kriegen."

„Darum eben komme ich, Frau Bullermann," erwiderte Wilhelm Recknagel. „Ich dachte, wenn Sie so viel Zutrauen zu mir haben wollten und mir die Liese anvertrauen, dann könnte ich mich so einrichten, daß ich wieder zu Hause bin, wenn die andern Kutscher kommen, und könnte im Stall meine Schuldigkeit thun wie bisher, so daß Sie nicht nöthig hätten, noch einen andern Knecht für den Stall anzunehmen. Sie wissen ja, ich habe die Liese schon früher manchmal gefahren, wenn der Herr mal krank war, und trotzdem er eigen mit dem unvernünftigen Thiere war, als wenn es sein Kind gewesen wäre, hat er doch nie zu klagen gehabt. Und einen Fahrschein habe ich ja auch, Frau Bullermann, so daß ich nicht erst noch zur Polizei brauche."

„Es wird Ihnen zu viel werden, Wilhelm; ich kann das nicht von Ihnen verlangen," sagte Frau Bullermann, aber in ihrem Herzen regte sich doch die Hoffnung, daß er auf seinem Wunsch bestehen möchte.

„Sie könnten es ja mal mit mir versuchen, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel. „Geht es nicht, dann können Sie ja immer noch das Grundstück verkaufen. Was Ihnen heute geboten ist, das

kriegen Sie alle Tage, darauf können Sie sich verlassen. Aber Sie sollten das dem Herrn und den Kindern nicht anthun, daß Sie jetzt von hier weggehen, wo er immer gesagt hat: ‚Das Grundstück hat noch mal seinen Preis.' Ausverschämt ist es ja von mir, Frau Bullermann —"

„Nein, Wilhelm, ausverschämt sind Sie nicht," sagte Frau Bullermann, und während sie Wilhelm Recknagel die Hand reichte, überwältigte sie wieder die Rührung. „Gott lohne Ihnen, was Sie an einer armen Wittwe thun."

„Dann lassen Sie den Menschenfreund morgen man ablaufen, und die Liese kann ich also fahren. Ich dank' Ihnen auch schön, Frau Bullermann."

Und Wilhelm Recknagel ging in den Stall, setzte sich die Mütze von Fuchsfell auf, zog sich den Radmantel an und spannte die Liese ein. Als er sich eben auf den Bock setzte, kam Frau Bullermann aus dem Hause zu ihm herüber. Sie hatte ihres Seligen silberbeschlagene Peitsche in der Hand und war ein klein wenig verlegen.

„Wenn Sie denn doch die Liese fahren wollen, Wilhelm," sagte sie, „dann müssen Sie auch seine Peitsche nehmen."

„Der Herr hat sie nie aus der Hand gegeben, Frau Bullermann," erwiderte Recknagel und zögerte ein wenig, sie zu nehmen. „Wenn's ihm nur recht sein wird."

„Doch Wilhelm, nehmen Sie sie nur, die Liese ist so daran gewöhnt," sagte Frau Bullermann, und sie blieb auf dem kalten Hofe stehen, bis Wilhelm Recknagel mit seiner Droschke um die Straßenecke gebogen war. — —

Mehr als ein Jahr war vergangen, und Wilhelm Recknagel hatte Wort gehalten. Er hatte für zwei gearbeitet, unermüdlich, und wenn es ihm doch einmal hatte zu viel werden wollen, dann hatte es ihm in den Ohren geklungen: „Wilhelm, ich kann mich auf Dich verlassen," und in Gedanken hatte er erwidert: „Ja wohl, Herr Bullermann." Er war nicht mehr der verhungerte Wilhelm, als welcher er in Herrn Bullermanns Haus gekommen war; auch nicht mehr das hübsche Kerlchen mit dem winzigen blonden Schnurrbart, das in goldbordirter Livree an der Thür vor Simon & Herbenstein gestanden hatte. Er war ein stattlicher Mann geworden, und wem nicht nur daran lag, überhaupt zu fahren, sondern anständig zu fahren, dessen Auge fiel sicher auf Wilhelm Recknagel und seine Liese, wenn er sich auf einem Droschkenstande das beste Gefährt heraussuchte. Herr Bullermann würde erstaunt gewesen sein, wenn er hätte sehen können, was trotz der Pferdebahnen mit einer Droschke zu verdienen ist. Auch die übrigen Kutscher mußten sich wohl oder übel dazu bequemen, ihre täglichen Einnahmen oder vielmehr dasjenige,

was sie davon Abends an Recknagel ablieferten, zu erhöhen, denn er ließ sich nichts weiß machen und rechnete ihnen nach, was sie verdient haben mußten. Sie wußten, daß Frau Bullermann auf Recknagel etwas hielt, und daß sie ihnen unweigerlich den Dienst gekündigt haben würde, wenn dieser ihr das als nothwendig auseinander gesetzt hätte. Hinter seinem Rücken rächten sie sich freilich mit übler Nachrede und erklärten ihn für einen Schleicher, und einige kündigten wohl auch selbst den Dienst, aber Recknagel sorgte dafür, daß zuverlässigere an ihre Stellen traten. Zwischen ihm und Frau Bullermann war das Verhältniß dasselbe geblieben; sie hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihm, er eine unbegrenzte respectvolle Verehrung für sie ohne jeden Hintergedanken, daß er in Zukunft etwas anderes werden könnte als ihr Dienstmann. Er fand seine Genugthuung darin, daß von dem Verkauf des Grundstücks nicht mehr die Rede war, und wenn sie ihm erzählte, daß sie die Hypothekenzinsen hatte ohne Schwierigkeiten bezahlen können, hatte er ein Gefühl stolzer Befriedigung. „Sehen Sie, Frau Bullermann,“ pflegte er ihr darauf zu antworten, „ich sagte Ihnen ja gleich, daß es gehen würde.“ Und Frau Bullermann dachte dann dankbaren Gemüths im Stillen: „Ja, Gott sei Dank, es geht, aber ohne Wilhelm Recknagel wäre es nicht gegangen und würde es nicht gehen.“ Des Morgens

brachte sie ihm sein Frühstück nach dem Stall, wo er seine Kammer neben den Pferden hatte, Mittags und Abends aß er an ihrem Tische, wie es zu Lebzeiten ihres Mannes auch gehalten worden war. Aber es wurden dabei wenig Worte zwischen ihnen gewechselt, und was sie sprachen, hatte meist auf das Geschäft Bezug, denn Wilhelm Recknagel nahm sich nicht heraus, ohne Genehmigung der Frau etwas anzuordnen, trotzdem sie noch niemals zu einem seiner Vorschläge nein gesagt hatte. Sie waren beide stille Naturen, und lebhaft wurde Recknagel eigentlich nur, wenn er in einer freien halben Stunde mit den Kindern sich zu schaffen machte.

So hätten sie wohl lange fortleben können, denn wenn Frau Bullermann auch oft mit heimlicher Sorge daran dachte, daß Recknagel der Last, die auf ihm ruhte, müde werden müßte, so kam ihm doch niemals der Gedanke, daß ihm wo anders wohler werden könne. Aber ein Ereigniß, das eine plötzliche Erkenntniß über sie brachte, gestaltete die Dinge anders.

Als Wilhelm Recknagel eines Mittags auf den Hof gefahren kam, sah er Frau Bullermann mit einem der Kutscher, den er schon lange als unzuverlässig kannte, in lebhafter Rede und Gegenrede neben einer Droschke stehen, deren beide Deichselstangen zerbrochen waren. Ihm ahnte nichts Gutes, aber seine bösen Ahnungen wurden noch übertroffen. Das Pferd war

so unglücklich gestürzt, daß der Abdecker es hatte von der Straße holen müssen, und dem Kutscher war nichts anderes übrig geblieben, als die Droschke selbst nach Hause zu ziehen. Augenscheinlich traf den Kutscher selbst ein Verschulden an dem Unglück, denn er machte ein freches Gesicht und schimpfte ungebührlich über den Gaul, der sich schon im Stalle nicht mehr auf den Beinen habe halten können, und was der Redensarten mehr waren. Das ärgerte Wilhelm Recknagel, und er vergaß zum ersten Mal, daß er nicht Herr auf dem Hofe war.

„Ich habe Dir schon zwanzigmal gesagt, Du sollst Deinen Gaul fest im Zügel halten und nicht wie eine Schlafmütze auf dem Bock sitzen!“ schrie er den Kutscher an. „Solchen Kerl können wir nicht gebrauchen, Du machst noch heute, daß Du vom Hof kommst.“

„Nanu, Wilhelm,“ erwiderte der Kutscher, einen giftigen Blick auf Recknagel werfend, „was hast denn Du hier zu commandiren? Das wäre ja noch schöner, wenn so einer einen von Lohn und Brod bringen könnte!“

Da richtete sich Frau Bullermann energisch in die Höhe.

„Was Recknagel sagt, das ist so gut, als ob ich es gesagt hätte. Ob Sie Schuld haben oder nicht, Sie können sich eine andere Stelle suchen.“

Da lachte der Kutscher den Beiden höhnisch in das Gesicht.

„Natürlich," rief er laut, „das hätte ich mir wohl an den fünf Fingern abzählen können. Haben Sie beide schon in dasselbe Horn getutet, als der Mann noch lebte, da werden Sie doch jetzt nicht — —"

Er konnte nicht zu Ende reden; wie ein Schraubstock umklammerte Recknagels Faust seine Kehle, und er sah Recknagels Gesicht mit einem so fürchterlichen Ausdruck dicht vor dem seinen, daß ihm aller Muth entfiel, auch nur einen Versuch zur Gegenwehr zu machen.

„Hund," knirschte Recknagel zwischen den Zähnen, und Frau Bullermann war schneeweiß geworden und stand wie erstarrt. Aber sie entsetzte sich viel mehr noch über Recknagels wuthverzerrtes Gesicht, als über die Lästerung des Menschen, und als sie sah, daß der in den Knieen zusammenknickte, raffte sie alle Kraft zusammen und fiel Recknagel in den Arm.

„Um Gotteswillen, Wilhelm," rief sie in voller Herzensangst, „machen Sie sich nicht unglücklich!"

Da lösten sich die würgenden Finger, so daß der Mensch auf den Boden taumelte, und Recknagel ging, ohne Frau Bullermann anzusehen oder ein Wort zu sagen, nach seiner Droschke, strängte die Liese los und führte sie in den Stall.

Halbbetäubt raffte sich der Kutscher von der Erde auf und verließ schimpfend den Hof. Frau Buller-

mann verstand jedes seiner Worte, und jedes Wort war eine Verleumdung. Aber dennoch blieb sie stehen und schaute ihm nach, bis er das Grundstück verlassen hatte. Dann ging sie in das Haus, setzte sich hinter den Nähtisch am Fenster, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Sie weinte nicht über den Schimpf, der ihr angethan war. Wenn sie auch gesehen hatte, wie die Leute in den Hinterhäusern der Möckernstraße die Fenster aufgerissen und an dem Skandal ihre Freude gehabt hatten, was gingen sie die Leute an? Aber sie weinte darüber, daß Recknagel nun fort mußte, denn sie fühlte, daß sie ihm nicht mehr unbefangen ins Auge sehen konnte, und das begriff sie, daß er, ein junger Mensch, sich mit ihr, einer alten Frau, nicht ins Gerede bringen lassen durfte. Und sie fühlte wieder wie nach ihres Seligen Tode, daß sie ganz allein im Leben stand, und sie sah wieder die Sorge an sich herankriechen, die schreckliche Sorge: was wird aus Dir und den Kindern? Da kam der Aelteste an sie heran und fragte: „Mutter, wo bleibt Wilhelm heute? Ich habe Hunger!“ Sie legte den Arm um die Schulter ihres Kindes, und plötzlich tauchte ein Gedanke in ihr auf, der sie erröthen machte, wie ein Mädchen. Dann wurde sie wieder blaß, während sie ihren Sohn auf die Stirn küßte, und sie murmelte: „Vielleicht thut er's doch, vielleicht thut er's um der Kinder willen.“

Sie stand entschlossen auf, wischte mit der Schürze ihre nassen Augen und ging nach der Küche, indem sie dem Knaben zurief: „Lauf nach dem Stall, August, und sag ihm, das Essen würde kalt."

Wilhelm Recknagel hatte während der ganzen Zeit auf der Futterkiste gesessen, den Kopf in die Hand gestützt, und gar nicht darauf geachtet, daß die Liese sich fragend nach ihm umwandte. Er war böse auf sich selbst, daß er sich so vergessen hatte, den Herrn zu spielen, und auch ihm war klar, daß er nicht länger bleiben konnte. Was würde Herr Bullermann dazu sagen, daß er seine Frau, solche Frau, in solches Gerede gebracht hatte? Er mußte gehen, wenn es ihm auch ins Herz schnitt, daß er fort mußte.

Da kam der Junge und holte ihn zum Mittagessen. Schnell gab er der Liese zu saufen und schüttete ihr Hafer vor, und dann folgte er dem lustig voraufspringenden Kinde nach dem Hause. Einsilbig saßen Frau Bullermann und Wilhelm Recknagel bei Tisch sich gegenüber. Sie hatte sich vorgelegt, aber sie aß nicht, und er stocherte in den Speisen herum und jeder Bissen blieb ihm in der Kehle stecken. Sie vermieden es, sich anzusehen, und beide waren froh, als die Kinder gegessen hatten und aufzustehen verlangten. Auch Wilhelm Recknagel griff nach seiner Mütze und wollte gehen, den Kindern nach, die auf dem Hof zu spielen vorhatten. Aber Frau Bullermann ließ ihn nur bis an die Thüre kommen.

„Recknagel," sagte sie, als er schon die Klinke in der Hand hatte, und es kostete sie noch einmal einen schweren Kampf, daß sie ihn zurückrufen mußte, „Recknagel, ich möchte noch mit Ihnen sprechen."

Sie nannte ihn zum erstenmal Recknagel, sonst hatte sie Wilhelm zu ihm gesagt, und er glaubte zu wissen, was das zu bedeuten hatte.

Er drehte sich um, schloß die Thüre und blieb an der Thüre stehen, aber er sagte nichts. Frau Bullermann stand an dem Tisch, an dem sie gesessen hatten, sah vor sich nieder und fand auch eine Weile nicht das rechte Wort.

„Recknagel," sagte sie dann leise, „wir wissen Beide daß der Mensch vorher gelogen hat."

„Ausverschämt gelogen, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel, „und wenn Sie nicht dazwischen gefahren wären, hätte — —"

„Sie hätten sich ins Unglück gebracht, Recknagel. Es war gut, daß ich dabei war; ich weiß doch nun auch, was die Leute sprechen. Daran muß man sich kehren, man mag wollen oder nicht, und sie mögen lügen oder die Wahrheit sagen."

Frau Bullermann stockte und wußte nicht recht, wie sie fortfahren sollte.

„Das hätt' ich nicht gedacht, Frau Bullermann," sagte da Wilhelm Recknagel, und er konnte die Thränen kaum zurückhalten, „daß ich von Ihnen fort müßte

wenn Sie doch sonst mit mir zufrieden sind. Was soll nun aus dem Geschäft werden und aus den Kindern und aus Ihnen, Frau Bullermann? Wir hatten es so schön im Gange, aber eine Frau allein kann's nicht schaffen, auch Sie nicht, Frau Bullermann, die Menschen sind zu schlecht, und Sie kommen im Leben nicht zu dem Ihren."

„Ich weiß, Recknagel," sagte Frau Bullermann, „ich wäre lange von Haus und Hof, wenn ich Sie nicht gehabt hätte. Und wenn Sie weggehen, kann ich nur auch gleich den Kram zusammenpacken. Ich fände mich drein, wenn es auch hart ist, aber die Kinder! Und um die Kinder thun Sie vielleicht, was ich Ihnen nicht zumuthen könnte, denn ich bin eine alte Frau, und ich habe wohl oft wie eine Mutter an Sie gedacht —"

„Das haben Sie, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel, „und gehandelt haben Sie auch so an mir. Aber alt sind Sie nicht, Frau Bullermann, das dürfen Sie nicht sagen, und nicht blos um die Kinder, auch um Sie würde ich alles thun, was Sie für gut halten."

„Die Leute hätten nichts mehr zu reden, Recknagel," sagte Frau Bullermann ganz leise, „wenn wir aufs Standesamt und in die Kirche gingen und uns zusammengeben ließen."

Wilhelm Recknagel warf einen erstaunten und er-

schrockenen Blick auf die Frau; das zu hören hatte er am wenigsten erwartet.

„Nein, Frau Bullermann," sagte er hastig, „nein, das kann nicht Ihr Ernst sein."

Frau Bullermann wurde noch blasser, als sie vordem gewesen war, und stützte sich mit zitternder Hand auf den Tisch.

„Ich habe wohl gewußt, daß ich Ihnen das nicht zumuthen durfte, Recknagel," sagte sie. „Aber um der Kinder willen, dachte ich, könnten Sie doch Ja sagen. Dann will ich nur sehen, daß ich verkaufen kann, je eher, je besser."

Da trat Wilhelm Recknagel hastig ein paar Schritt auf Frau Bullermann zu und blieb dann wieder, erschrocken über seine Kühnheit, wie angewurzelt stehen.

„So war es nicht gemeint, Frau Bullermann," sagte er. „Aber Sie dürfen sich nicht so gemein machen. Was würden denn die Leute sagen, wenn Sie sich so herabließen!"

Ueber die Züge der Frau flog ein feines Roth, und sie sah Wilhelm Recknagel zum ersten Mal während der Unterredung voll und freundlich ins Gesicht.

„Was die Leute dann noch sagen, das geht uns nichts mehr an, Recknagel. Ich weiß, ich werde es nicht zu bereuen haben und die Kinder auch nicht. Aber ich bin keine junge Frau mehr, das sollten Sie wohl bedenken."

„Jüngere mag es wohl geben, Frau Bullermann, aber eine bessere giebt es nicht," sagte Wilhelm Recknagel und faßte die Hand, welche ihm die Frau entgegenreichte, mit festem Druck. Es ging ihm wohl durch den Kopf, daß er ihr eigentlich den Mund hätte küssen müssen, aber sein Respect ließ das vorläufig nicht zu. — —

So kam es, daß Wilhelm Recknagel und Frau Bullermann ein Paar wurden, und bald, denn sie hatten mit der Hochzeit auf nichts zu warten. Frau Bullermann hat Recht behalten, sie hat es niemals zu bereuen gehabt, daß sie Frau Recknagel geworden ist, und ihre Kinder erster Ehe ebensowenig. Daß auch das Geschäft erst recht sich entwickelte und zur Blüthe gedieh, seitdem Wilhelm Recknagel als Herr darin schaltete und waltete, ist selbstverständlich. Er wäre wohl, wenn auch langsamer, zu Wohlstand gelangt, auch wenn die Yorkstraße nicht inzwischen durch sein Grundstück hindurchgelegt worden wäre und ihm zwei Häuserfronten geschaffen hätte. Jetzt klingelt die Pferdebahn lustig von Berlin SW. nach Berlin W. hinüber, und Wilhelm Recknagel und seine Frau sehen von der ersten Etage ihres Miethspalastes auf die mit Linden bepflanzte Avenue herunter. Auf dem Hintergrundstücke aber blüht noch immer August Bullermanns Fuhrgeschäft, dessen Firma Recknagel aus Pietät beibehalten und das sich so stattlich entwickelt hat, daß

es nicht nur Droschken ausschickt, sondern auch Hochzeits- und Leichenwagen und große Kremser für Landpartien. Schade, daß August Bullermann es nicht erlebt hat; aber wenn er es erlebt hätte, würden die beiden Prachthäuser wahrscheinlich nicht ihm gehören, und die Firma August Bullermann, die jetzt über dem Thorwege des einen in Goldbuchstaben prangt, würde wahrscheinlich längst erloschen sein.

Die stille Insel.

Herr Wilhelm Tallendier und seine Schwester Minchen gehörten zu der Minderheit der Glücklichen in Berlin, ohne daß auch nur einer ihnen ihr Glück beneidet hätte. Denn beide, er ein alter Junggeselle, sie eine alte Jungfer — lebten still und zurückgezogen auf dem ererbten Grundstücke, von dessen versteckter Existenz hinter den es von allen Seiten einschließenden vierstöckigen Häusern wohl nur die nächsten Nachbarn, die sich aus ihren Hinterfenstern an dem Grün des Tallendierschen Gartens erlaben konnten, eine Ahnung hatten. Sie trugen ihr Glück nicht zur Schau, sie suchten es in sich selbst, und Neidern pflegt nur Blendwerk in die Augen zu stechen.

Trotz ihres französischen Familiennamens waren die Geschwister Tallendier echte, mit Spreewasser getaufte Berliner Kinder. In der lebhaften Beweglichkeit des alten Fräuleins zeigte sich vielleicht noch ein Rest des französischen Blutes, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Stammvater der deutschen Tallendiers auf märkischen Sandboden verpflanzt war — in dem alten Jung-

gesellen hätte man höchstens einen Müller oder Schulze vermuthen können. Aber so still das Leben der Familie Tallendier in der deutschen Reichshauptstadt ausklingen sollte, so geräuschvoll hatte es begonnen.

Horace, der aus Frankreich eingewanderte Stammvater, war ein rühriger Kopf gewesen, seines Zeichens ein Gärtner, der durch seine Heirath mit einer Berliner Bürgerstochter das ausgedehnte Grundstück zwischen der Friedrichsstraße und Charlottenstraße nahe der Sternwarte erwarb und auf diesem eine Gärtnerei errichtete, an der die Berliner ihr blaues Wunder erleben sollten. Damals war Berlin freilich noch keine Weltstadt, die sich durch nichts mehr imponiren läßt — Jedermann sprach von den Riesenspargeln, welche Horace Tallendier züchtete, indem er schwarze Flaschen auf die hervorbrechenden Köpfe stülpte, und zur Zeit der Rosenblüthe gaben sich die Vornehmen und Reichen in seinem Garten ein Rendezvous, um dort die neuesten Rosenarten zu bewundern und sich auf den grüngestrichenen Bänken in den lauschigen Lauben den Kaffee schmecken zu lassen, welchen die deutsche Madame Tallendier eigenhändig bereitete, und der sich eines nicht geringeren Rufes erfreute, als die Gartenerzeugnisse ihres französischen Gemahls. Die Besitzer der Vergnügungslokale „Unter den Zelten" wurden darüber sogar so eifersüchtig, daß sie sich in einer Bittschrift an den König wandten, durch einen Macht-

spruch der Schädigung ihres Gewerbes Einhalt zu thun. Dieser aber rescribirte, daß in seinen Landen die Fremden in ihrem Fortkommen zu unterstützen seien, und daß man ihnen ihren Verdienst nicht mißgönnen dürfe. Horace Tallendier war dankbar für den königlichen Schutz, und wenn er auch bis an sein Lebensende die deutsche Sprache in einer wahrhaft grausamen Weise mißhandelte, so gab es doch keinen begeisterteren Preußen als ihn in der Residenzstadt der preußischen Könige. Er starb, nachdem er seine einzige Tochter wohlausgestattet verheirathet hatte, und sein einziger Sohn, der niemals die französische Sprache erlernte, wie sein Vater niemals die deutsche erlernt hatte, setzte das Geschäft mit gleichem Glücke fort.

Es kümmerte diesen wenig, daß nach Meinung der Leute er mit seinen Kindern weniger Glück hatte, als mit seinem Geschäfte. Auch er hatte deren zwei, einen Sohn und eine Tochter, aber auf den ersteren war nichts von der praktischen Thatkraft seines Vaters und seines Großvaters übergegangen — er war ein schüchterner Junge, der am liebsten zu Hause hockte —, und die letztere hatte sich in jungen Jahren durch die Nachlässigkeit einer Kindsmagd eine Hüftverrenkung zugezogen, von der ihr für ihr ganzes Leben eine entstellende Verkrümmung der Gestalt verblieb. Nachdem Papa Tallendier den Schmerz über den Unfall überwunden hatte, tröstete er sich damit, daß er seine

Tochter nun nicht von sich zu lassen brauche, denn ein Freier, meinte er, werde sich schwerlich für sie finden. Und wenn man ihn bedauerte, daß sein Sohn so ganz aus der Art geschlagen scheine, wies er nicht ohne Stolz darauf hin, daß, wo zwei Generationen so tüchtig vorgearbeitet hätten, sich die dritte wohl ein beschauliches Stillleben gönnen dürfe.

Als auch ihm sein letztes Stündlein geschlagen und man sein sterblich Theil neben den Särgen seiner Eltern und der ihm im Tode vorausgegangenen Ehehälfte in dem alten Familienbegräbniß auf dem Jerusalemer Kirchhofe zur Ruhe gesetzt hatte, war es mit der Gärtnereiherrlichkeit der Familie Tallendier freilich vorbei. Die dritte Generation liebte wohl den Garten und pflegte ihn, aber nicht mit der kaltherzigen Berechnung des Geschäftsmannes, sondern mit dem gemüthvollen Herzen eines Menschen, der unter Blumen und Bäumen aufgewachsen ist. Und selbst wenn Tallendier, der Sohn des Begründers, noch länger gelebt hätte, er würde den alten Ruf der Gärtnerei kaum haben aufrecht erhalten können. Es waren andere Zeiten gekommen — vor den Thoren wurden Spargel auf vielen Morgen Ackerlandes gezogen, und die in dem Garten der Tallendiers sorgfältig unter Netzen und Glasscheiben gezogenen Trauben konnten im Ansehen und in der Süßigkeit nicht mit denen concurriren, welche der Dampfwagen vom Rhein, aus Ungarn und

noch entfernteren Gegenden in ungeheuren Quantitäten heranführte. Die dritte Generation gab die Gärtnerei auf — sie hatte es nicht nöthig, einen neuen Kampf um die Existenz zu beginnen, sie konnte mit dem von den Vätern Ererbten auf dem Grund und Boden, auf dem der Wohlstand der Familie emporgewachsen war, sich den Luxus eines behaglichen Stilllebens gönnen. Das Grundstück verlor mehr und mehr seinen früheren Charakter, es wurde inmitten der sich rings um dasselbe immer höher und immer weiter dehnenden Steinmauern zu einer stillen, grünen Insel, auf der zwei Menschen glücklich und zufrieden lebten.

Wilhelm Tallendier hatte während seines ganzen Lebens nur eine Sorge gekannt — die nämlich, daß seine Schwester Minchen sich verheirathen könne. Aber Minchen Tallendier war eine verständige Person. Wenn ihr Vater auch im Unrecht blieb und so mancher kam, der sich den Anschein gab, als übersehe er die Hüftverkrümmung, die als die Folge jenes unglücklichen Sturzes zurückgeblieben war, so übersah Minchen selbst sie doch niemals. Sie führte die scheinbare Blindheit ihrer Anbeter darauf zurück, daß ihr in Berliner Stadtobligationen angelegtes Vermögen ihnen in die Augen gestochen haben müsse, und wenn sie damit auch dem einen oder andern der Freier und vor allen Dingen sich selbst Unrecht that, denn es war manches in ihr, was ihre körperliche Verunstaltung wohl hätte

vergessen machen können, so hatte sie doch niemals Ursache, ihre mißtrauische Vorsicht zu bereuen.

Die Geschwister waren nebeneinander alt geworden, Herr Tallendier wohl noch ein wenig vorzeitiger als seine Schwester. Deren Augen schauten immer noch klar und mit französischer Lebhaftigkeit in die Welt, und wenn sie in ihrem Kleide nach verschollener Mode, einen bis auf die Ellbogen herunterreichenden Kragen über den Schultern, der das Unglück ihrer Jugend verdecken sollte, durch den Garten schritt, konnte man an ihr immer noch eine gewisse Zierlichkeit der Bewegungen wahrnehmen, die an jene Zeit erinnerte, in der die Damen noch niedrige Schuhe, mit Kreuzbändern geknüpft, und kurze Kleider trugen. Während die beiden Menschen schon wieder anfingen, die Köpfe tiefer zu tragen, wölbten die Bäume des Tallendierschen Gartens, die schon Schatten gespendet, als jene das Licht der Welt erblickt hatten, immer stolzer ihre Kronen und immer majestätischer breiteten sie ihre Aeste aus. Es war eine Wonne, unter ihnen umherzuwandeln, und wenn man von der staubigen Straße durch Thorwege und lange Höfe in ihren Schatten trat, glaubte man eine andere Welt entdeckt zu haben. Mit den Bäumen waren auch die rings die stille Insel einschließenden Häuser gewachsen, Stock um Stock, und das Brausen der Weltstadt tönte über die himmelhohen Steinwände nur wie das Rollen

der Meereswogen, wenn man ihm von geschützter Stelle hinter den Dünen lauscht.

Die Geschwister Tallendier waren nicht unglücklich darüber, daß die sie einschließenden Mauern sich immer höher gen Himmel dehnten. Sie waren nicht nur stolz auf ihren Garten, sie waren auch stolz auf ihre Vaterstadt, und sie waren gute Patrioten, die in dem rapiden Anwachsen Berlins zur Weltstadt das Symbol der Macht und Größe des Vaterlandes erblickten. „Im verflossenen Jahre hat Berlin wieder um fünfzigtausend Einwohner zugenommen," pflegte Herr Tallendier seiner Schwester aus der Jahresstatistik der „Vossischen" vorzulesen, und in seiner Stimme bebte die Ehrfurcht vor dem Genius des einstigen Fischerdorfes, auf das jetzt die ganze Welt mit gespannten Augen blickte. „Auf dem Sandboden des Wedding, wo wir als Kinder auf Eseln ritten, ist eine neue Stadt entstanden," sagte er ein anderes Mal und legte die Zeitung fort, überwältigt von dem rapiden Wachsen der Stadt. „Wie es groß wird, unser Berlin! Es wird größer werden als London, Minchen — die größte Stadt der Welt!" Und Minchen ließ die ruhelos klappernden Holznadeln, mit denen sie unaufhörlich wollene Tücher strickte, einen Augenblick in den Schooß sinken und nickte stolz und freudig mit ihrem klugen, kleinen Kopfe. „Warum sollte es nicht größer werden, Wilhelm? Wir haben ja Sand

ringsum, meilenweit, und der giebt den besten Baugrund."

Die zu einer Riesin angewachsene Vaterstadt flößte den beiden Menschen keine Furcht ein. Als die Hintermauern der ihr Grundstück einschließenden Häuser emporwuchsen, daß sie selbst die Kronen der höchsten Bäume ihres Gartens überragten, glaubten sie nicht daran, daß diese Mauern eines Tages einstürzen und unter ihren Trümmern das kleine Gärtnerhaus, das noch der Großvater gebaut, begraben könnten.

Herr Wilhelm Tallendier rieb sich vergnügt die Hände: „Das ist gut so, das hält uns den Staub ab! Die Sonne können sie uns ja doch nicht verbauen, dazu ist das Grundstück zu groß!" Und wenn Minchen ihm an einem Frühlingsmorgen den ersten blühenden Pfirsichzweig, den ersten blühenden in ganz Berlin, vor seinen Platz auf den Kaffeetisch stellte und dazu ein Gesicht machte, als habe der liebe Gott sich ihr zu Liebe zu einem Ausnahmswunder herbeigelassen, dann gab sich Herr Wilhelm Tallendier den Anschein, als ob er für ihre kindische Freude kein Verständniß habe, und sagte so von oben herunter: „Was ist denn da Verwunderliches, Minchen? Jeden Herbst wird das Pfirsichspalier gedüngt, und die Sonne scheint mit ihren ersten Strahlen darauf, gegen den Nachtfrost haben wir die Strohdecken, und den Nordwind hält uns das Fabrikhaus vom Leibe!" Aber wenn ein

Fremder an solchem Tage kam, dann zeigte er ihm doch das blühende Zweiglein, und wenn es ein Schlauer war, der sich bei dem alten Herrn in Gunst setzen wollte, dann rühmte er es wie ein köstliches Kleinod und konnte sicher sein, bei Herrn Tallendier seinen Zweck zu erreichen.

Niemals hatten die Beiden gedacht, daß dort, wo ihre Wiege gestanden hatte, nicht auch einst ihr Sarg stehen würde. Wer konnte sie zwingen, das Ererbte aus der Hand zu geben? — Niemand, und daß sie selbst freiwillig jemals zu einem solchen Entschluß gelangen könnten, das wäre etwas so Ungeheuerliches gewesen, daß ihnen dieser Gedanke nicht einmal im Traume gekommen war.

* * *

„Was mag er nur wollen?" fragte Herr Tallendier unbehaglich und unsicher, als das Dienstmädchen ihm eines Tages meldete, daß ein Herr ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. „Sally Lichtenstein, Agent, Commissionär und Grundstücksmakler" stand auf der Karte, welche das Mädchen dem alten Herrn überreicht hatte, und wenn dieser den gleichen oder einen ähnlichen Namen auch schon auf manchem Firmenschilde Berlins gelesen zu haben glaubte, so konnte er sich doch nicht erinnern, mit einem Manne dieses Namens in persönlichem oder geschäftlichem

Verkehr gestanden zu haben. Herr Tallendier war in der Zurückgezogenheit seines Lebens gegen unbekannte Menschen ein wenig mißtrauisch geworden, und die Karte zwischen den Fingern drehend, wiederholte er noch einmal: „Was mag er nur wollen?“

Minchen Tallendier aber hatte außer dem einen Fehler, für den sie nichts konnte, ihre körperliche Verunstaltung, noch einen andern, der ihr nicht gut stand — das war eine unbändige Neugierde. „Laß ihn doch hereinkommen, er wird Dir's schon sagen,“ erwiderte sie auf die wiederholte Frage, und das Dienstmädchen nahm das, als sei es ein Auftrag von dem Herrn selbst, und eilte hinaus, den Unbekannten eintreten zu lassen.

Herr Sally Lichtenstein mußte wohl von der Bedeutung seiner Person wie von der seines Auftrages gleich überzeugt sein, denn ehe ihn noch die Geschwister ordentlich in das Auge gefaßt hatten, saß er schon zwischen ihnen und war mitten in einem langen Vortrage, bei dessen Kraftstellen er sich abwechselnd gegen Herrn Tallendier und seine Schwester verneigte, gegen das alte Fräulein immer noch ein wenig tiefer als gegen den Hausherrn. Er sprach von lebendem und todtem Capital, von der Pflicht gegen die Angehörigen, von der rapiden Steigerung der Berliner Grundstückswerthe, und währenddem hatte Herr Tallendier das Gefühl, als ob ihm selbst der Athem ausginge,

obgleich doch nicht er, sondern Herr Sally Lichtenstein seine Lunge anstrengte, und Fräulein Minchen erhielt den Eindruck, daß der Fremde ein ausnehmend gescheiter Mensch sein müsse. Aber als Herr Sally Lichtenstein die Pointen seines Vortrages am Schlusse zusammenfaßte und zu der Ueberzeugung kam, daß es für die Geschwister nichts Vernünftigeres geben könne, als das Grundstück, auf dem sie geboren und alt geworden, zu einem annehmbaren Preise loszuschlagen, da wurde der gescheite Mensch in Fräulein Minchens Augen ein Unverschämter, und Herrn Tallendier stieg das Blut mit solcher Vehemenz zu Kopfe, daß er einen Schlaganfall fürchtete, von seinem Stuhle aufsprang und sich durch eine Zimmerpromenade Erleichterung zu schaffen trachtete. Herr Sally Lichtenstein merkte wohl, daß er allzu schnell vorgegangen war, und deshalb fügte er seiner Rede einen sanft wie Oel hingleitenden Epilog hinzu, in dem er ein Loblied auf den Tallendierschen Garten sang und das Gefühl der Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle für einen der „edelsten Instincte der Menschheit" erklärte. Natürlich hatte er darauf noch ein „aber" im Hinterhalt, und nach diesem „aber" kam endlich auch Herr Tallendier zu Worte.

„Wie hat Ihnen jemand sagen können, daß wir unser Grundstück zu verkaufen beabsichtigen!?" fragte Herr Tallendier, zornroth vor dem Agenten stehen

bleibend. „Minchen,“ wandte er sich mit dem Tone moralischer Entrüstung an seine Schwester, „unser Grundstück, unsern Garten!“

Herr Sally Lichtenstein war offen genug, einzuräumen, daß ihm niemand von einer solchen Absicht der Geschwister gesprochen habe. Aber das Riesenwachsthum der Stadt dränge von selbst darauf hin, die „todten Grundstücke“ — Herr Lichtenstein meinte die keine Rente gebenden — aus dem Centrum verschwinden zu machen. Er war im besten Zuge, seine Rede noch einmal zu halten, aber Herr Tallendier schien nicht Willens, sie noch einmal anzuhören. Er wiederholte seine Frage nach dem Urheber der Verkaufsidee so oft und in immer gesteigerter Tonart, daß Herrn Lichtensteins beruhigende Erläuterungen immer wieder unterbrochen wurden, und dabei trat Herr Tallendier immer näher vor den Stuhl des Agenten, so daß dieser endlich sich von seinem Sitze erheben und ein paar Schritte zurücktreten mußte — der Thüre zu, die nach dem Ausgang führte. Es sah sich ordentlich gefährlich an, wie die beiden Männer sich heftig gestikulirend gegenüberstanden und jeder dem andern das Wort im Munde abzuschneiden trachtete, und Fräulein Minchen, die bisher eine ruhige Zuschauerin abgegeben hatte, begann auch wirklich, sich zu fürchten. Nicht etwa, daß ihr Bruder sich vergessen und mit dem Fremden in ein Handgemenge

gerathen könne — dazu kannte sie seine friedfertige Natur zu gut —, aber daß die Erregung ihm seine asthmatischen Beschwerden zuziehen werde, an denen der alte Herr schon lange zu leiden hatte. Fräulein Minchen eilte also ihrem Bruder zu Hülfe, und wie sie plötzlich hochaufgerichtet vor dem Agenten stand, hatte sie trotz ihrer hohen Schulter etwas Imponirendes in ihrer Erscheinung, und als Herr Lichtenstein nur den ersten Ton ihrer Stimme gehört hatte, wußte er, daß er die Schlacht verloren hatte.

„Nun ist's genug, Herr Lichtenstein," sagte Fräulein Minchen kurz und bündig. „Sie hören, daß wir nicht verkaufen wollen, und mein Bruder hat zu thun. Sie brauchen sich nicht wieder zu bemühen."

Der Agent fühlte heraus, daß damit die Verhandlungen vorläufig abgeschnitten waren, und er fügte sich dem entscheidenden Eindrucke, welchen mehr die Klangfarbe von des alten Fräuleins Stimme, als ihre Worte auf ihn machten. Im nächsten Augenblick hatte er sich mit einer eiligen Verbeugung hinter die Thüre zurückgezogen. Aber noch einmal steckte er seinen Kopf hinter dieser Deckung hervor und schmetterte in das Zimmer hinein: „Eine halbe Million Mark! Baares Geld! Ich kann es Ihnen morgen auf den Tisch zählen!"

Fräulein Minchen überhob ihn der Mühe, die Thüre zum zweiten Male zu schließen, indem sie selbst

dieselbe energisch in das Schloß klinkte, und dann lachte sie lustig hellauf über das verdutzte Gesicht des Agenten.

„Der dumme Mensch; als ob wir das Geld nöthig hätten,“ sagte sie zu ihrem Bruder, der erschöpft von der Aufregung sich in das Sopha hatte fallen lassen und sich mit dem bunten Seidenfoulard die glühende Stirne wischte. Damit schien das Intermezzo für die Geschwister erledigt. Herr Tallendier erholte sich allmählich von seiner Aufregung, und Beide sprachen im Laufe des ganzen Tages kaum noch über die Angelegenheit, als ob sie es überflüssig gefunden hätten, über einen so lächerlichen Gedanken wie den Verkauf ihres Grundstückes noch Worte zu verlieren.

Aber die Aufregung mußte Herrn Tallendier doch nicht gut bekommen sein. Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte er so lange vergebens auf den Schlaf gewartet wie in der Nacht, die diesem Tage folgte. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, wunderte sich darüber, daß ihn ein ganz gleichgültiger Mensch, den er wahrscheinlich niemals wiedersehen würde, so hatte alteriren können, bemühte sich, nicht mehr an ihn zu denken, und plötzlich überraschte er sich dabei, wie er halblaut vor sich hingemurmelt hatte: „Fünfmalhunderttausend Mark! Fünfmalhunderttausend Mark!“ Wenn er sich recht erinnerte, wiederholte er das schon eine ganze Weile, obgleich

er im Augenblicke gar nicht an Sally Lichtenstein und sein Kaufgebot gedacht hatte. „Fünfmalhunderttausend Mark" — die bunten Ringe, die vor ihm getanzt hatten, während er mit den offenen, schlaflosen Augen in das dunkle Zimmer starrte, verdichteten sich plötzlich zu lauter blanken Goldstücken, er sah sie vor sich, einen ganzen Haufen, er wühlte mit den Fingern darin — und doch hatte Herr Tallendier in seinem ganzen Leben keine Anlage gehabt, ein Geizhals zu werden. Aber eine halbe Million! — Ob es dem Agenten wohl wirklich Ernst mit seiner Offerte gewesen sei, dachte Herr Tallendier, oder ob er das nur so gesagt habe, um ihm einen Köder vorzuhalten? — Wenn er ihn doch hätte fragen können, aber damit war es nun zu spät. Minchen hatte ihm ja gesagt: „Sie brauchen sich nicht wieder zu bemühen," und wie hatte sie das gesagt — er würde nicht wieder kommen! Ob es wohl noch einen zweiten Menschen in ganz Berlin gab, der eine halbe Million für das Grundstück bot? — Und wieder tönte es: „Eine halbe Million! Fünfmalhunderttausend Mark! Fünfmalhunderttausend Mark!" — Herr Tallendier murmelte es nicht mehr halblaut vor sich hin, dazu schämte er sich selbst in seiner Einsamkeit viel zu sehr, aber es klopfte ihm in den Schläfen und es zuckte ihm in den Fingerspitzen, mit denen er auf der Bettdecke umhergriff. Es war nicht recht von Minchen gewesen, den Menschen so vor die

Thüre zu setzen. Gegen einen Mann, der fünfmalhunderttausend Mark in der Tasche hat, ist man höflicher, den läßt man wenigstens ausreden, meinte Herr Tallendier, und dann, was verstand Minchen von Geschäften, wie konnte sie Jemand die Thüre weisen, der gekommen war, mit ihm über Geschäfte zu reden. Er war böse auf sie, denn ihm gehörte das Grundstück, ihr Vermögen hatte der Vater schon bei Lebzeiten in Stadtobligationen angelegt, damit es nicht zu Streitigkeiten kommen konnte, im Falle sie doch einmal auf die Idee verfallen wäre, sich zu verheirathen. Sie hatte sich nicht verheirathet, zum guten Theile seinetwegen hatte sie es nicht gethan — Herr Tallendier war ehrlich genug, auch das in Betracht zu ziehen —, er hätte sich auch das Grundstück ebensowenig ohne Minchen wie Minchen ohne das Grundstück denken können, aber Unrecht war es doch von ihr, denn er war der Herr im Hause. Und Herr Tallendier redete sich in einen ordentlichen Groll gegen seine Schwester, und in seinen Schläfen hämmerte es weiter: „Fünfmalhunderttausend Mark," bis die Sonne durch den halbmondförmigen Ausschnitt des altmodischen Fensterladens einen goldenen Strahl in das Zimmer warf und er endlich in einen unruhigen Schlummer fiel.

* * *

Herr Tallendier sah nicht gut aus, als er am nächsten Morgen am Kaffeetische erschien, und Minchen

hatte Recht, wenn sie ihn im Stillen mit einer Rose verglich, mit einer von den großen gelben, die die Köpfe hängen ließen, wenn die Mittagssonne ein paar Stunden auf sie herniedergebrannt hatte. Mehr noch als sein Aussehen aber beunruhigte sie, daß er nicht klagte, sondern sie mit einer schlecht gespielten Munterkeit über seinen Zustand zu täuschen versuchte. Er pfiff durch die Zähne, während er in der Zeitung blätterte, und das Pfeifen gehörte sonst weder zu seinen Gewohnheiten, noch konnte Minchen sich erklären, wo er gerade diesen entsetzlichen Gassenhauer aufgefangen hatte. Er trommelte zur Abwechselung mit den Fingern auf den Tisch, und das Unerhörteste, er stand dreimal auf und trat an das Fenster, um in den Garten hinauszusehen. Bei dem dritten Male konnte Minchen ihre Ungeduld nicht länger bezähmen, sie fragte ihn, was es denn eigentlich da draußen zu sehen gäbe. Herr Tallendier war sich seines sonderbaren Benehmens wohl bewußt, denn er wurde roth, als ob er über einem Unrecht ertappt worden sei.

„Ich möchte nur wissen," sagte er mit einem mißglückten Versuch, unbefangen zu lächeln, „ich möchte nur wissen, was dieser Lichtenstein mit dem Grundstücke anfangen würde, wenn wir es ihm verkauften. Eine halbe Million Mark! Wie wird er da jährlich die Zinsen herausschlagen!?"

Natürlich ließ sich Minchen durch solche Vorwände

nicht täuschen; sie merkte wohl, daß das nicht ihres Bruders wahre Gedanken waren, und es verstimmte sie, daß er zum ersten Male im Leben ihr etwas verheimlichte. Die beiden Geschwister gingen den ganzen Tag mit verschlossenen Gesichtern aneinander vorüber. Gegen Abend aber hielt es Herr Tallendier nicht länger aus; er mußte sich seine Gedanken von der Seele reden, er mußte auch zugleich zu erfahren suchen, wer dieser Lichtenstein eigentlich war, der ihm eine halbe Million angeboten hatte. Er eilte in ein nahegelegenes Weißbierrestaurant, das einzige, welches er seit Jahren zu besuchen pflegte, dessen Wirth als eine lebendige Chronik galt.

Es war noch früh, und das Lokal noch wenig besucht; der Wirth hielt es für seine Pflicht, Herrn Tallendier Gesellschaft zu leisten. Und dieser fühlte sich, als sei ihm eine Centnerlast von der Seele gewichen, nachdem er ihm die große Neuigkeit anvertraut hatte, daß ihm ein Herr Lichtenstein eine halbe Million für sein Grundstück geboten.

„Ein schönes Grundstück," sagte der Wirth bedächtig, „aber es hat keine Straßenfront, Herr Tallendier, und eine halbe Million ist viel Geld. Wenn Sie verkaufen wollen — den Lichtenstein kenne ich, das ist ein solider Mann; natürlich kauft er nicht für sich selbst, aber er arbeitet für gute Häuser."

Der Wirth war ein Fuchs. Er kannte nicht nur

Herrn Lichtenstein, sondern er hatte diesem auch die besten Rathschläge ertheilt, wie Herr Tallendier „genommen“ werden müsse, und als der Agent ihm von seinem mißglückten Besuch Bericht erstattete, hatte er sich anheischig gemacht, den alten Herrn weiter zu bearbeiten, gegen einen Antheil am Gewinn natürlich — „Provision“, wie man das nennt.

„So, so,“ erwiderte Herr Tallendier, „also es ist ihm wirklich Ernst mit seinem Gebot. Aber was will er mit dem Grundstück machen? Sie sagen selbst, es ist viel Geld; wie wird er die Zinsen herbeibringen?“

Der Wirth zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht eine Actiengesellschaft, die ein Fabrikgrundstück braucht, oder ein Consortium, das einen Circus bauen will. Mit dem Circus wird es seine Richtigkeit haben, ich habe so etwas reden gehört . . .“

Er wußte natürlich ganz genau, worum es sich handelte. Der Magistrat suchte Terrain für die projectirten Markthallen, das Grundstück des Herrn Tallendier war in dieser Gegend das einzige geeignete, und die Eingeweihten wußten genau, daß seine Erwerbung von der Stadt in sichere Aussicht genommen war. Das „Consortium“, von dem Herr Lichtenstein beauftragt war, beabsichtigte nichts anderes, als das Grundstück billig von Herrn Tallendier zu kaufen und es theuer an die Stadt zu verkaufen. Wenn dieses Consortium wirklich fünfmalhunderttausend Mark dafür

bezahlte, so hatte es für die Stadt doch einen Werth von sechsmalhunderttausend, und hunderttausend Mark waren verdient, in wenigen Wochen vielleicht.

Davon sagte der Wirth Herrn Tallendier natürlich nichts. Wenn dieser überhaupt verkaufen wollte, würde er es dann doch vorgezogen haben, direct an die Stadt zu verkaufen, und der Wirth wie Herr Lichtenstein wären um ihre „Provision" gekommen.

„Es ist wohl möglich, Herr Tallendier," fuhr der Wirth fort, „daß Sie Herrn Lichtenstein einmal Abends hier treffen. Er pflegt ab und zu eine Weiße bei mir zu trinken."

Herr Tallendier sagte nichts dazu, obgleich er danach fieberte, den Agenten wiederzusehen. Aber als er nach Hause kam, erzählte er seiner Schwester ganz detaillirt von dem beabsichtigten Circusbau und was es dann für ein Leben auf dem stillen Grundstück geben werde.

„Ja, denkst Du denn im Ernst daran, zu verkaufen?" fragte Minchen erstaunt.

Herr Tallendier versicherte ganz entrüstet, er habe niemals einen Augenblick daran gedacht, aber er vermied es, seine Schwester anzusehen. Sie könnten doch aber Beide sterben, und ein solch großartiges Project habe wohl noch einige Jahre Zeit bis zu seiner Ausführung, und ihre Erben, die von ihres Vaters Schwester stammende Nachkommenschaft, würden

nicht einen Augenblick sich besinnen, eine halbe Million für das Grundstück zu nehmen. Wenn die nicht schon lange auf das Geld warteten, sei es eigentlich Pflicht gegen sie, ein so gutes Gebot anzunehmen, meinte Herr Tallendier, aber gerade deshalb wolle er ihnen den Gefallen nicht thun.

Mit seiner boshaften Bemerkung über die vermeintlichen Erbschleicher stieß Herr Tallendier bei seiner Schwester nun allerdings auf entschiedenen Widerspruch. Er hatte es auch eigentlich nicht bös gemeint; er war nur auf das Kindervolk nicht gut zu sprechen, das ihm nichts als Geräusch in das stille Haus brachte und für die Heiligthümer seines Gartens kein Verständniß hatte. Minchen aber liebte die Kinder, von denen sie die meisten aus der Taufe gehoben hatte, und besonders das älteste, ein halberwachsener Junge, der in dem Lichterfelder Cadettencorps zu einem schneidigen Vaterlandsvertheidiger vorbereitet wurde, war ihr ganzer Stolz. Wenn er Sonntags auf Urlaub kam, gab sich Minchen den Anschein, als müßte des jugendlichen Kriegers wegen die ganze Nachbarschaft in Aufregung gerathen, und ihr Ehrgeiz kannte keine kühneren Träume, als sich einst, wenn ihn die Epauletten schmücken würden, von ihm die Friedrichsstraße entlang geführt zu sehen. Des Jungen Wunsch war es, Cavallerieoffizier zu werden, aber die Mittel seiner Eltern reichten um so weniger für eine so kost-

spielige Carriere aus, als noch eine große Anzahl von Geschwistern darauf warteten, anständig untergebracht zu werden. Nun hätte Minchen wohl das Ihrige thun können, um den Wunsch ihres Lieblings und den eigenen — denn das Rasseln von Cavalleriesäbeln dünkt auch alten Damen noch Musik — zu ermöglichen, aber sie dachte zu gerecht dazu, um den Einen so auffallend zu bevorzugen. Wenn das Grundstück verkauft würde, dann war freilich genug da, um das für alle zu thun, wonach für den Einen Minchens Wunsch stand — sie sprach es noch nicht offen aus, aber sie meinte, es sei doch besser, sich noch bei Lebzeiten an dem Danke für freiwillige Wohlthaten zu erfreuen, als nach dem Tode über der reichen Hinterlassenschaft vergessen zu werden. Auch das alte Fräulein träumte in der nächsten Nacht, und auch Minchen erzählte ihrem Bruder nichts von dem, was sie im Traum gesehen hatte. Sie fürchtete, von ihm damit geneckt zu werden, daß ihr in ihren alten Tagen noch ein Ulanenlieutenant erschienen sei, wenn dieser Lieutenant auch ihr Neffe und Pathenkind war.

Zum ersten Male während eines langen Zusammenlebens getrauten Bruder und Schwester sich nicht, offen gegeneinander zu sein. Beide gewöhnten sich an den Gedanken, das Grundstück verkauft zu sehen, aber wenn sie mit einander darüber sprachen, gaben sich beide den Anschein, als ob sie nur deshalb das

Thema wieder hervorgesucht hätten, um ihrer Indignation über eine solche Zumuthung von Neuem Ausdruck zu geben. Es trat etwas Fremdes zwischen sie, und als Herr Tallendier eines Abends aus dem jetzt täglich von ihm frequentirten Weißbierrestaurant zurückkehrte und mit künstlich angenommener Festigkeit erklärte, der Verkauf seines Grundstückes an ein von Herrn Sally Lichtenstein vertretenes Consortium sei perfect geworden, hatten beide keine rechte Freude davon, obgleich sie den im Stillen gehegten Wunsch endlich erfüllt sahen. Herrn Wilhelm Tallendier beunruhigte es, daß seine Schwester scheinbar gleichgültig eine Nachricht aufnahm, von der er glaubte, daß sie ihm die lebhaftesten Vorwürfe einbringen müßte, und Fräulein Minchen machte sich Vorwürfe darüber, daß sie allzuviel Gewicht auf das Unterstützungsrecht der Verwandten gelegt und dadurch den Bruder zu dem entscheidenden Schritt veranlaßt haben könnte. Die nächste Zeit brachte ihnen Unruhe genug, um Beiden das Bedeutungsvolle des übereilten Schrittes nicht ganz klar werden zu lassen. Herr Sally Lichtenstein hatte auf einer baldigen Uebergabe des Grundstückes bestanden; in aller Eile mußten eine neue Wohnung gesucht und die Maßregeln für den Umzug getroffen werden. Der Winter ging zur Neige, auf der stillen Insel streckten die Bäume ihre unbelaubten Zweige in die feuchtkalte Luft, und das

Unwirthliche des Anblickes machte den alten Bewohnern das Scheiden leichter. Sie hatten eine Etage Ausgangs der Potsdamerstraße genommen, in einer jener neuen eleganten Miethskasernen mit Erkern und Balkons, und der Blick auf den gegenüberliegenden Botanischen Garten sollte sie für die aufgegebene Heimath entschädigen. Für die neue Wohnung paßte natürlich die alte Einrichtung nicht, aber nachdem Möbelhändler, Tapezierer und Decorateur ihre Schuldigkeit gethan hatten, konnte Minchen sich in dem Bewußtsein „stilvoll“ hergerichteter Zimmer sonnen, und der zukünftige Ulanenlieutenant erklärte bei seinem ersten Sonntagsurlaub, daß alles „famos“ und mit den anspruchslosen Stuben in dem alten Gärtnerhause gar nicht zu vergleichen sei.

Aber der hinkende Bote ließ nicht lange auf sich warten. Fräulein Minchen machte die Erfahrung, daß es ein großer Unterschied ist, ob man auf dem eigenen Grund und Boden als unumschränkter Gebieter herrscht, oder ob man sich in einer Miethskaserne der das Zusammenwohnen Vieler erträglich machenden Hausordnung fügen muß. Mit der Wäsche an einen bestimmten Tag, mit dem Ausklopfen an bestimmte Stunden gebunden zu sein, verstimmte sie und verleidete ihr die ganze glänzende Wohnung, und Herr Tallendier kam eines Tages gar auf die Idee, daß er eigentlich als ein recht unnützer Mensch auf der Welt sei. Das eigene Grundstück hatte ihm,

wenn auch nicht eine wirkliche Thätigkeit, so doch mancherlei Beschäftigung geboten, und sein Herumhantiren in dem Garten war ihm eine nothwendige Bewegung gewesen. In der neuen Wohnung gab es nichts, auch gar nichts für ihn zu thun, und was er sich so schön gedacht hatte, auf seinem Balkon zu sitzen und das Erwachen und Fortschreiten des Frühlings in dem großen Park gegenüber zu genießen, erwies sich an dem ersten schönen Apriltage als unmöglich, denn es zog trotz aller Schutzmaßregeln so fürchterlich, daß es nicht auszuhalten war. Herr Tallendier wurde immer mürrischer und melancholischer, während er sonst nur eine stille und harmlose Natur gewesen war. Um so mehr erschrak Minchen, als er eines Tages in einen hellen und heftigen Zorn gerieth, so daß er die Zeitung, in der er gerade gelesen hatte, zusammenballte und in einer wahren Wuth von sich schleuderte. Herr Tallendier sprach verworrenes Zeug von Betrügern, und daß er einen Proceß anfangen werde, und er hatte doch weiter nichts gelesen, als die kurze Notiz, daß sein Grundstück, welches er für fünfmalhunderttausend Mark verkauft hatte, jetzt für sechsmalhunderttausend Mark in den Besitz der Stadt übergegangen sei, und daß man mit den Räumungsarbeiten für den darauf beabsichtigten Bau einer Markthalle bereits begonnen habe. Herr Tallendier ging wirklich zu einem An-

walt, um ihn zu bewegen, gegen Sally Lichtenstein und Genossen auf Herausgabe von hunderttausend Mark zu klagen, aber bei dem besten Willen fand der Mann des Rechtes keinen Punkt, an dem er den Hebel für einen langwierigen und lohnenden Proceß hätte ansetzen können.

Das gab Herrn Tallendier den Rest. Er konnte es nicht verwinden, daß er das Grundstück, auf dem er geboren und alt geworden war, um schnödes Gold, das an sich für ihn gar keinen Werth hatte, aus der Hand gegeben, und daß er dabei von einem Schlaukopf noch übers Ohr gehauen worden war. Er verfiel sichtlich, aus dem behäbigen alten Herrn war in wenigen Wochen ein hinfälliger Greis geworden, der voller Unruhe und persönlicher Gereiztheit sich selbst zur Last wurde. Selbst Minchen verstand ihren Bruder nicht mehr; ihr, die sich in den neuen Verhältnissen zwar auch nicht behaglich fühlte, die sich aber doch mit guter Miene in das Unabänderliche fand, fehlte jeder Schlüssel zu der plötzlichen Umwandlung ihres Bruders, denn er schämte sich, ihr über die eigentlichen Motive, welche ihn zu dem Verkaufe veranlaßt hatten, ein offenes Geständniß zu machen.

Seitdem der Rechtsanwalt Herrn Tallendier klar gemacht hatte, daß es ganz aussichtslos sei, der hunderttausend Mark wegen einen Proceß anzufangen,

hatte dieser sich um das fernere Schicksal seines ehemaligen Grundstückes nicht mehr gekümmert. Er vermied es sogar, mit Minchen von alten Zeiten zu reden, als ob er jede Erinnerung an die Vergangenheit gewaltsam ersticken wolle. Eines Tages aber führte ihn ein Geschäftsweg die Friedrichsstraße hinunter, und als er sah, daß das Vorderhaus, welches ehemals sein Grundstück von der Straße getrennt hatte, schon der Erde gleich gemacht war, um einen bequemeren Zugang für die Baufuhrwerke zu schaffen, konnte er es doch nicht unterlassen, stehen zu bleiben und einen Blick auf die stille Insel zu werfen. Da sah es freilich nicht mehr still und auch nicht mehr so anmuthig aus wie einst. Arbeiter waren mit dem Auskarren der Erde beschäftigt, Bauleute waren gerade daran, das Dach des ehemaligen Gärtnerhauses abzudecken, die Pflanzungen waren ausgerodet oder niedergetreten. In dem Stamme der alten Linde aber, die noch viel älter war als die drei deutschen Generationen der Familie Tallendier zusammengenommen und die ihr Stolz gewesen war, arbeitete dicht über dem Erdboden die Säge. Und als Herr Tallendier noch stand und der Verwüstung zuschaute, spannten sich ein Dutzend Arbeiter an das um die Krone des Baumes geschlungene Seil und unter taktmäßigem Anrufen zogen sie an. Da neigte sich der Stamm, und mit donnerndem Krachen stürzte er zu Boden.

Herrn Tallendier war es, als ob ihn einer der riesigen Aeste getroffen habe. Er vergaß seinen Geschäftsgang und schritt langsam und gesenkten Hauptes weiter, und als er sich wiederfand, saß er auf der verwitterten Holzbank vor dem alten Erbbegräbniß seiner Familie und weinte bitterlich.

Das Erbbegräbniß müsse in Stand gesetzt werden, sagte Herr Tallendier, als er nach Hause zurückkehrte, und obgleich Minchen den Kopf dazu schüttelte und sich über den plötzlichen Einfall verwunderte, schickte er doch schon nächsten Tages Maurer hinaus, die mit dem Abputz des kapellenartigen Häuschens beginnen mußten. Tag für Tag kam Herr Tallendier, setzte sich schweigend auf die Bank und sah ihnen bei ihrer Arbeit zu. Er war nicht mehr nervös und reizbar, er war still und folgsam wie ein Kind geworden, so still, daß Minchen sich darüber der Sorge nicht erwehren konnte. Er hörte auch mit seinen Kirchhofbesuchen nicht auf, nachdem die Maurer ihr Werk vollendet hatten. Täglich wanderte er hinaus, und täglich wurde seine Gestalt gebrechlicher, sein Gang mühseliger; aber auf seinen Zügen lagerte wieder der friedliche, gutmüthige Ausdruck, den er während seines ganzen Lebens getragen hatte, bis ihm der Versucher genaht und er zu schwach gewesen war, ihm zu widerstehen. Als Minchen eines Tages gerade anfing, sich über sein langes Ausbleiben zu ängstigen, brachte

man ihr die Nachricht, daß man ihn auf der Bank vor dem Erbbegräbniß gefunden habe, den Kopf auf die Brust gesunken, die Hände in dem Schooß gefaltet, sanft in das Jenseits hinüber geschlummert.

Minchen gab ihre lange bewahrte Selbstständigkeit auf und zog zu den Verwandten, nachdem sie den Bruder zu Grabe geleitet hatte. Die Blätter färbten sich schon herbstlich, und die Mauern der neuen Markthalle wuchsen schon über Mannshöhe aus dem Tallendierschen Grundstück hervor. Der Volksmund sagt, daß ein Bau Glück bringe, wenn er ein Menschenleben forderte. . . .

Herrn Kuhnickes Fluch.

„Nee aber so was, Herr von Schapinski! Was doch nich allens auf der Welt passiren kann!"

Meine Chambregarniwirthin, bei der ich meine Versuche, ihr meinen richtigen Namen beizubringen, nach sechs Wochen aufgegeben hatte, stand vor mir, Entrüstung und Triumph in dem vollen, gerötheten Antlitz, und wartete darauf, daß ich nichts dagegen hätte, sie sich einen Stein von der Seele reden zu lassen. Ich bin kein Barbar.

„Was giebt's denn, Frau Lämmermeyer? Schießen Sie los!"

„Nee aber so was," wiederholte sie, „haben Sie denn noch nichts davon gehört? Der Rentier Kuhnicke hat seinen Schwiegersohn, den Assessor Mentzel, verflucht, und die Frau Assessor, was die Lieschen Kuhnicke war, ist mitten in der Nacht von ihrem Manne fort und wieder zu ihren Eltern. Nee aber so was! Mit der reichen Frau is es nu nischt, und wegen das Feld hat der Herr Assessor ihr doch man bloß jeheirathet."

Dem Rentier Kuhnicke gehörte das Haus nebenan und noch zwei andere in der ziemlich neuen Straße,

in der ich wohnte. Sein Schwiegersohn aber, der Assessor Mentzel, der Mann seiner einzigen Tochter, war mein Freund seit langen Jahren, und die erste Gesellschaft, die er am vergangenen Abend in seinem jungen Hausstande gegeben hatte und bei der auch ich anwesend gewesen war, hatte allerdings durch eine Familienscene einen vorzeitigen Abschluß gefunden. Assessor Mentzel wohnte drei Straßen weiter, seit der erwähnten Scene waren noch nicht zwölf Stunden verflossen, und bis die Geschichte von Herrn Kuhnickes Fluch den Weg zu meiner Wirthin gefunden, hatte sich schon die Vergrößerung der Maus zum Elephanten an ihr vollzogen — o du Weltstadt Berlin!

Wenn mir jemand gesagt hätte, Herr Kuhnicke habe geflucht, so würde ich das ohne Weiteres geglaubt haben, denn er war kein Mann von feinen Manieren. Ich bin sogar überzeugt, daß er fluchte, wenn er die Kinder seiner Hausbewohner — in einer Gegend, in der mehr Kinder als Erwachsene in jedem Hause — mit schmutzigem Schuhwerk auf den neuen Treppenhäusern traf, oder wenn am Ersten nicht pünktlich die Miethe bei ihm einlief. Aber es mußte schon böser Wille oder eigene Schuld mit im Spiele sein, wenn er selbst in dem letzteren Falle es nicht bei dem Fluchen bewenden und eine Kündigung nachfolgen ließ, denn er war ein guter Mann, und verfluchen hätte er sicher niemand können, am allerwenigsten seinen Schwiegersohn, den Assessor

am Amtsgericht, vor dem er im Grunde seines Herzens eine besondere Hochachtung hatte, und auf den er nicht wenig stolz war. Ich könnte behaupten, die Partie zwischen dem Assessor und Lieschen Kuhnicke sei durch mich zustande gekommen, wenn es für einen Mann ebenso angezeigt wäre, sich mit solchen Dingen zu brüsten, wie für Frauen. Die Wahrheit ist auch nur, daß mein Freund Mentzel seine Zukünftige durch mich kennen lernte, aber ich habe ihm weder zu- noch abgeredet, denn ich mußte mir sagen, daß die Verhältnisse vieles für ihn bringen würden, das nicht leicht zu überwinden sei, wenn ich auch auf beiden Seiten den guten Willen dazu vermuthen durfte.

Herrn Kuhnicke und seine Familie aber hatte ich schon gekannt, als er sich noch nicht Rentier nannte, als seine Frau noch eigenhändig für die Stammgäste ihres blühenden Kellerlokales die größten Eisbeine heraussuchte, und als Lieschen Kuhnicke noch in die Mädchenschule ging. Damals wohnten wir in demselben Hause der Altstadt, in der Taubenstraße, und eines Tages klopfte Herr Kuhnicke an meine Thüre und stellte sich mir vor, um mich in einer Concessionsangelegenheit um Rat zu fragen, denn er hatte gehört, daß ich Zeitungsschreiber sei, und indem er mich „Herr Doktor“ titulirte, beteuerte er mir mit einem unzweifelhaften Ernst, daß er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Intelligenz dieses Standes hege. Das war zu

schmeichelhaft für mich, als daß ich ihm hätte widersprechen mögen, und da seine joviale Wirthsnatur mich sympathisch berührte, setzte ich ihm eine Eingabe in der betreffenden Angelegenheit an die Polizeibehörde auf, denn mit der Feder ging es ihm nicht recht von der Hand. Es schien ihn dann zu verwundern, daß ich auf seine Frage, „ob ich Auslagen dabei gehabt habe,“ mit einem Nein antwortete, und als die Eingabe später von Erfolg begleitet war, betrachtete er mich als seinen Freund, und ich war nicht hochmüthig genug, mich seinem gutgemeinten Vertrauen gegenüber ablehnend zu verhalten. — Herr Kuhnicke galt schon damals für einen reichen Mann, der es nicht nöthig gehabt hätte, in Hemdärmeln hinter dem mit Eisbeinen und Rollmöpsen garnierten Büffet zu stehen und Weißbierkruken aufzustöpseln. Aber ihm wie seiner Frau war die Arbeit eine Gewohnheit geworden, und sie arbeiteten weiter, obgleich sie es nicht mehr nöthig hatten. Er hatte seine Carriere als Hausknecht in einem der großen Hotels Unter den Linden begonnen, in demselben Hotel, in welchem seine spätere Frau als Hausmädchen bedienstet gewesen war. Beide, flink wie die Wiesel, ehrlich, treu und zuverlässig, hatten sich in wenigen Jahren einige hundert Thaler gespart und sich dann geheirathet, nachdem sie sich so die solide Basis für eine glückliche Ehe gesichert hatten. Auch in jenem Kellerlokale, in dem ich später Beide kennen lernte, war ihnen das Glück treu

geblieben. Die Droschkenkutscher erster Klasse, welche vor demselben ihren Stand hatten, lieferten von Anfang an einen Stamm tüchtiger Gäste, der in jener pferdebahnlosen Zeit noch mehr bedeutete als heutzutage, denn damals verdienten die Kutscher noch so viel, daß sie nicht auf dem Kutschbock sitzen zu bleiben brauchten, wenn sie keine Fuhre hatten, und es war ihnen nicht bange darum, sich und ihre Pferde durchzufüttern. Die Persönlichkeiten des Ehepaars Kuhnicke und die Güte ihrer Speisen und Getränke aber thaten das Übrige, um Gäste anzuziehen. Frau Kuhnicke war, als ich sie kennen lernte, immer noch eine stattliche Frau, die den Mund auf dem rechten Flecke hatte und jeden derben Scherz der Besucher des Lokals zu pariren wußte. Mit ihren Augen an dem einen, mit dem Munde an dem zweiten und mit den Händen an dem dritten Tische — so kam jeder der Gäste zu seinem Rechte, und es war ein seltener Fall, daß jemand zweimal „Wirthschaft“ rufen oder mit dem Weißbierglas auf den Tisch bullern mußte. Er aber mit seiner Athletengestalt und dem schon ins Graue spielenden Wachtmeisterschnurrbart hätte jedem Maler einen Vorwurf für ein behäbiges Bild geben können, wenn er in Hemdsärmeln, die blaue Schürze vorgebunden, hinter seinem Büffet stand, die Weißbierkruken öffnete und jedem Eintretenden mit jovialer Vertraulichkeit zunickte. Groschenweise nahmen sie das Geld ein, aber thalerweise konnten sie

es zurücklegen, und dabei blieben sie anspruchslos und bescheiden für ihre Person, und mit ihrem Wohlstande steigerten sich nicht auch ihre Bedürfnisse. Kein Wunder, wenn Herr Kuhnicke ein wohlhabender Mann wurde, und wenn er auch mit der Anlage seiner Capitalien Glück hatte insofern, als die Grundstückswerthe, die er hierbei bevorzugte, zu steigen pflegten, sobald er einen Kauf abgeschlossen hatte, so konnte man dieses blinde Glück gewiß niemand weniger mißgönnen als gerade ihm.

Der Stolz des Ehepaares war ihr einziges Kind, ihr Lieschen. „Was kann ihr unser Geld nützen, wenn sie es nicht mit Bildung jenießen kann," pflegte Vater Kuhnicke mit dem Hinweis auf seine Tochter zu sagen, und er sparte keine Mittel, um sie alles das lernen zu lassen, was einer jungen Dame unserer Zeit zu wissen nothwendig ist. Noch nicht dreizehnjährig, klimperte sie schon „das Gebet der Jungfrau," und wenn Herr Kuhnicke von den Künstlerinnen im allgemeinen nicht zu wenig gehalten hätte und Frau Kuhnicke nicht eine zu solide Frau gewesen wäre, hätten Beide vielleicht dem Rathe sogenannter guter Freunde nachgegeben und ihre Tochter auf das Conservatorium geschickt, denn unter den Stammgästen war nicht ein einziger, der Lieschen nicht für ein „Genie" erklärt hätte, wenn die Klänge des besagten Gebetes aus dem Familienhinterzimmer in die Restaurationsräume drangen. Ein Genie

war Lieschen Kuhnicke nun freilich nicht, aber ein stilles, bescheidenes und gutmüthiges Kind, eine merkwürdig verfeinerte Ausgabe ihrer Eltern. Alle ihre Freundinnen aus der höheren Töchterschule gehörten besseren Familien an, und die derbe Atmosphäre des Kellerrestaurants „Zur großen Weißen" war nicht im Stande, den feineren Schliff, den sie bei ihren Freundinnen angenommen hatte, wieder zu verwischen. Als sie dann in die Jahre kam, in denen sie ihrer Mutter hätte zur Hand gehen können, wobei ihr ihre Bildung sicherlich nur hinderlich gewesen wäre, schickte Vater Kuhnicke sie in ein Genfer Pensionat und zwar in eines der theuersten — er hatte es ja dazu, und an Lieschens Erziehung sollten nun einmal keine Kosten gespart werden. Ich muß gestehen, daß ich ihrer Rückkehr mit einiger Spannung entgegensah, denn es wäre gewiß nicht leicht für sie gewesen, sich wieder in das Leben im Elternhause mit guter Manier hineinzufinden. Herr Kuhnicke aber ersparte ihr solchen Conflict: er war verständig genug, sich zu sagen, daß er seiner Tochter, die er zu einer Dame hatte erziehen lassen, nun auch ein wirkliches Opfer bringen und sein Lokal, dem er seinen Wohlstand verdankte, aufgeben müsse. Das war wirklich ein Opfer für ihn, und seiner Eitelkeit schmeichelte es sehr wenig, sich Rentier nennen zu können, denn er war noch ein rüstiger Mann und das Leben mit und das Sorgen für seine Gäste waren ihm zu einem Bedürfniß geworden. Aber er brachte

das Opfer, und als Lieschen aus der Schweiz zurückkehrte, hatte sie nicht mehr nöthig, eine Treppe hinabzusteigen, um durch ein verräuchertes Restaurationslokal in die bescheidene Wohnung ihrer Eltern zu gelangen. Nicht ohne Stolz geleitete ihr Vater sie in die erste Etage seines eigenen Hauses, in der es nicht an einem „Salon" fehlte mit grünen Plüschmöbeln und blinkender Gaskrone, ein Salon freilich, in dem bis dahin der Teppich noch niemals umgeschlagen und die gestreiften Ueberzüge noch niemals von den Stühlen entfernt worden waren, und den Herr Kuhnicke beharrlich seine „jute Stube" nannte.

In diesem bis dahin recht unbehaglichen Salon sah ich Lieschen Kuhnicke wieder. Meine Wohnung in der Taubenstraße hatte ich schon früher aufgegeben, Herrn Kuhnicke und sein Restaurant hatte ich aus den Augen verloren. Aber der Zufall fügte es, daß meine neue Wohnung neben dem Hause lag, in welches er als Rentier seinen Einzug hielt, wir trafen uns auf der Straße, als er gerade das Abladen der Möbelwagen überwachte, und es half nichts, ich mußte bei der Aufstellung der neuen Einrichtung meinen Rath geben. So kam es, daß ich mit der Familie wieder in Verbindung trat, und dieser Verkehr wurde nach Lieschens Rückkehr nur reger. Sie brachte etwas Behagliches, Anmuthendes in den Hausstand mit, und Vater und Mutter verzichteten auf förmliche Besuche und

sonstige Umstände, die einem bequem gewordenen Junggesellen den Familienverkehr verleiden können. Und das Bewußtsein, willkommen zu sein, ich mochte kommen, wann ich wollte, habe ich in keiner anderen Familie in dem Grade gehabt wie bei Kuhnickes. Sie fühlten sich alle Drei nicht recht zufrieden in den neuen Verhältnissen. Vater und Mutter vermißten die gewohnte Thätigkeit, und Lieschen machte die Erfahrung, daß Mädchenfreundschaften ziemlich unzuverlässig sind — die meisten ihrer zu Damen herangewachsenen Freundinnen aus der höheren Töchterschule konnten ihr ihre Eltern nicht verzeihen.

Länger als ein Jahr mochte Lieschen Kuhnicke aus der Schweiz zurück sein, als mein Freund Mentzel, der Assessor, nach Berlin versetzt wurde. Er hatte nicht viele Familienbeziehungen hier, war auch ebensowenig wie ich ein Frennd von Frack, Cylinder und hellgrauen Handschuhen, nnd seine Neugier, Berlin bei Tag und Nacht kennen zu lernen, war mit einem so ausgezeichneten Führer, wie ich zu sein mich rühmen konnte — ob mit Stolz oder mit Beschämung, lasse ich dahingestellt sein — bald befriedigt. Ich hatte ihm von der Familie Kuhnicke erzählt, wie man eines Curiosums erwähnt und, offen gestanden, mit humoristischerer Färbung, als es sich eigentlich mit der Achtung vertrug, die ich innerlich den Leuten entgegenbrachte; aber gerade das reizte seine Neugierde. Als er mich eines Abends, an

dem das Wetter uns an einem beabsichtigten Bummel hinderte, allen Ernstes bat, bei der Familie anzufragen, ob er seinen Besuch machen dürfe, hatte ich auch nicht einen Augenblick die Absicht, ihm den Gedanken auszureden; ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß er den tüchtigen Kern herausfinden und sich an den mancherlei Ecken und Kanten nicht vor den Kopf stoßen würde. Ich entgegnete ihm also, daß es eines förmlichen Besuches gar nicht bedürfe, daß er willkommen sei, wenn ich ihn einfach als meinen Freund mitbringe, und da unsere ersten Dispositionen für den Abend doch über den Haufen geworfen waren, schlug ich ihm vor, gleich heute zu Kuhnickes hinüberzugehen, und wenn sich nichts Besseres finde, den Alten wenigstens zu einem Skat zu nöthigen. Nach einigen Einwänden nahm der Assessor meinen Vorschlag an.

Aus dem Skat wurde nichts. Herr Kuhnicke erklärte sich zwar mit Vergnügen bereit dazu, nachdem er wie auch seine Familie uns freundlich bewillkommt und ich das edle Spiel als den eigentlichen Zweck unsers Besuches hingestellt hatte, um dem Assessor sobald als möglich das Gefühl des Fremdseins zu nehmen. Aber vor dem Abendessen lohne es sich nicht anzufangen, meinte Frau Kuhnicke, und als wir gegessen hatten — man aß nicht luxuriös, aber immer solid in der Familie, denn Frau Kuhnicke war es noch von ihrem Geschäft her gewöhnt, zwanzigpfündige Kalbskeulen

und derartige Sachen im Hause zu haben — als wir gegessen, hatte sich mein Freund Mentzel mit seiner Nachbarin, mit Fräulein Lieschen, so sehr in eine halb ernst, halb scherzhaft geführte Conversation vertieft, bei der wir Andern auf das Zuhören angewiesen waren, daß ich gar nicht dazu kam, an den Skat zu erinnern. Mit Mühe gelang es endlich Herrn Kuhnicke, uns aus dem Speisezimmer in die „jute Stube“ zu complimentiren. Aber es half uns Beiden nichts, daß wir den Spieltisch aufklappten und die Wachskerzen entzündeten — der Assessor hatte den Flügel entdeckt, und daraus auf Fräulein Lieschens musikalische Bildung schließend, sie ohne Umstände auf den Drehschemel genöthigt. Ueber das „Gebet der Jungfrau“ war Lieschen natürlich längst hinaus; sie spielte klassische Sachen mit ganz nettem Verständniß und mein Freund Mentzel wandte ihr die Noten um. Herr Kuhnicke war viel zu stolz auf das Talent seiner Tochter, um diese Beschäftigung nicht für sehr viel wichtiger als Skatspielen zu halten, und flüsternd kamen wir überein, mit dem geistreichen Sechsundsechszig die Zeit zu tötden. Das verstärkte musikalische Geräusch machte uns dann darauf aufmerksam, daß Mentzel und Lieschen sich zu einer vierhändigen Bearbeitung des Flügels entschlossen hatten, was ihnen augenscheinlich viel Vergnügen machte. Nach langer Zeit wurde es still, die beiden kamen flüchtig an unsern

Spieltisch heran, zogen sich aber gleich wieder an den Haupttisch zurück, an dem Frau Kuhnicke mit ihrem Strickzeug auf dem Sopha thronte. Dort wurde das Gespräch bald so lebhaft, daß Herr Kuhnicke drei Partieen hintereinander verlor und mißmuthig mir den Vorschlag machte, aufzuhören. Mein Freund Mentzel aber hatte, wie es mir schien, einen dummen Streich gemacht. Als wir an den Tisch traten, verkündete uns nämlich Frau Kuhnicke, daß der Herr Assessor sie gebeten habe, mit Lieschen den Juristenball — „was ja die feinsten Bälle in janz Berlin sein sollen“— zu besuchen, und sie fügte hinzu, „Vater“ werde wohl nichts dagegen haben, denn man müsse das Kind, das Lieschen, doch einmal im Winter „sich austanzen lassen.“ Der Herr Assessor wolle so freundlich sein, Billets besorgen. Mein Freund Mentzel nickte dazu und lachte und sah mit glänzenden Augen zu Lieschen hinüber, die ein Gesicht machte, als ob ihr schon ein Strauß'scher Walzer in den Ohren klinge. Als aber Herr Kuhnicke erklärte, daß er nichts dagegen habe, lief es mir heiß über den Rücken.

Beinahe hätte ich eine Scene mit dem Assessor Mentzel gehabt, als wir den Heimweg bei einem Glase Bier verlängerten. Ich fragte ihn ziemlich spitz, was er denn für ein wunderbares Mittel habe, um die Familie Kuhnicke auf dem Juristenball präsentationsfähig zu machen. Da fuhr er mich ordentlich bissig

an, er wisse gar nicht, was ich eigentlich an den Leuten auszusetzen habe, und er finde es merkwürdig von mir, daß ich ein Haus, in dem ich doch seit Jahren freundschaftlich aufgenommen worden sei, ihm gegenüber in ein so eigenthümliches Licht zu setzen versucht habe. Fräulein Lieschen sei eine vollkommene Dame, mit der man in der elegantesten Gesellschaft der Welt nur Ehre einlegen könne.

„Was Fräulein Lieschen anbetrifft," replicirte ich möglichst ruhig, „so hast Du ja ganz Recht, lieber Mentzel. Aber die alten Kuhnickes werden Dich in Verlegenheit bringen, das ist nach wie vor meine Meinung. Natürlich, wenn man nur Augen für die Tochter hat, dann kann man nicht bemerken, daß die Eltern zwar sehr brave, aber auch ganz ungebildete Leute sind."

Da wurde mein Freund Mentzel roth, nicht aus Verlegenheit oder aus Zorn, sondern weil er merkte, daß ich sein Geheimniß durchschaut hatte, und er meinte kleinlaut, ich möge ja Recht haben, aber es sei für einen, der keine Schule besucht habe, doch kein Vorwurf, wenn er nichts gelernt habe. Die Billets zum Juristenball habe er nun einmal versprochen, und sein Versprechen müsse er halten.

„Und es wird auch ganz gut gehen," schloß er, indem er mich bittend ansah. „Den Alten setzen wir an einen Skattisch fest, und die Alte nimmst Du unter Deine Obhut, damit sie uns keine Dummheiten macht.

Das ist ein Freundschaftsdienst, den ich von Dir verlange.“

Wohl wurde mir nicht dabei, aber nein konnte ich nicht sagen. Mir klopfte auch wirklich das Herz, als ich am Ballabende mit Mentzel am Eingange des Saales stand und auf das Entree der Familie Kuhnicke wartete. Der Assessor nahm Unangenehmes gern ein wenig auf die leichte Seite. Er lachte mich wegen meiner Unruhe noch obendrein aus und neckte mich, ich müsse doch mit der mir zufallenden Rolle ganz zufrieden sein, denn ältere Damen seien ja von jeher meine Specialität gewesen. Uebelnehmen konnte ich ihm das nicht, denn er meinte es nicht böse und wußte auch ganz gut, was ich ihm für ein Opfer brachte, und innerlich wußte er mir auch Dank dafür.

Als die Familie Kuhnicke endlich eintrat, wurde es mir etwas leichter ums Herz. Lieschen hatte wohl dafür gesorgt, daß wenigstens in dem Äußeren ihrer Eltern nichts Auffallendes zu Tage trat. Die Mutter sah sogar ganz statiös aus in ihrem braunen Seidenkleide mit langer Schleppe, und mit dem ersten Blick vergewisserte ich mich, daß sie die dicke goldene Uhrkette, die, um den Hals geschlungen, sonst den Stolz ihrer Sonntagstoilette bildete, dieses Mal, wahrscheinlich schweren Herzens, zu Hause gelassen hatte. Papa Kuhnicke aber, frisch rasirt und augenscheinlich auch frisirt, machte in seinem gutsitzenden neuen Frack ganz

die Figur eines pensionirten Majors; nur mit den Handschuhen konnte er nicht ordentlich zurechtkommen, er zupfte und zerrte so viel daran umher, daß jeder, der ihn beobachtete, gleich merken mußte, daß er sich mit einem ungewohnten Kleidungsstücke abquälte. Mentzel machte der Sache endlich ein Ende, indem er ihm gutmüthig sagte, daß zum Skatspielen ja keine Handschuhe nöthig seien, und Herr Kuhnicke athmete wie befreit auf, nachdem er die Nummer achteinhalb wieder abgestreift und in die Fracktaschen versenkt hatte.

Die bewundernden Blicke, mit denen mein Freund Mentzel Lieschens Erscheinung bei ihrem Eintreten verschlungen hatte, waren, das muß ich gestehen, ganz gerechtfertigt. Eine schlanke Figur, wie man sie unter der neueren Generation der Berliner Damen nicht selten findet, ein schmales Oval von beinahe englischem Typus, dazu die Tanzlust in den freundlichen, braunen Augen und ein feines, durchsichtiges Roth der Erwartung auf ihren Wangen — so sah sie frisch und liebreizend aus wie ein junges Mädchen, und in ihrem weißen Ballkleide mit einer Garnitur von Apfelblüthen bewegte sie sich sicher und elegant wie eine vollendete Dame. Der Assessor hatte allen Grund, sie stolzerhobenen Hauptes durch den Saal zu führen.

Der Abend verlief besser, als ich erwartet hatte. Mentzel hatte den alten Kuhnicke mit zwei anderen Herren, die auch kein Blatt vor den Mund zu nehmen

pflegten, an denselben Tisch placirt. Außerdem nimmt man es beim Skat mit einem derben Wort nicht genau, und Herr Kuhnicke war ein eifriger Spieler, der mit den Karten in der Hand das viele Sprechen nicht liebte und sich höchstens zu einem jener Ausrufe verstieg, die ja beim Spiel in allen Kreisen so ziemlich dieselben sind. Ich glaube, daß seine Partner ganz zufrieden mit ihm waren, denn er erzählte nachher, daß er von einem mörderlichen Pech verfolgt worden sei. Frau Kuhnicke fand alles wunderschön, und nachdem ich ihr mit freimüthiger Hinterlist gesagt hatte, daß man in der besten Gesellschaft so leise als möglich zu sprechen pflege — ich konnte mir als Hausfreund das erlauben, ohne die gutmüthige Frau zu erzürnen — dämpfte sie ihr kräftiges Organ zu einem solchen Flüsterton, daß es mir manchmal schwer wurde, sie zu verstehen. Lieschen fehlte es nicht an Tänzern, und das Souper nahmen wir fünf an einem kleinen ziemlich isolirt stehenden Tische, so daß auch hier die durchbrechende Fröhlichkeit Papa Kuhnickes keinen Anstoß erregen konnte.

Nur einmal gab es eine peinliche Scene. Lieschen war nach Tisch eben von einem Tänzer auf ihren Platz zurückgeführt und fächelte sich das erhitzte Gesichtchen, als mein Freund Mentzel auf sie zustürzte und um eine Extratour bat; er schien sie nur sitzen sehen zu können, wenn er neben ihr saß. Da vergaß

Mama Kuhnicke in der Eile, was ich ihr über den Flüsterton der guten Gesellschaft gesagt hatte, und ganz laut rief sie dem Assessor zu:

„Ach lassen Sie meine Tochter jetzt man in Ruhe, Herr Assessor; die hat sich eben erst so abjerackert.“

Lieschen Kuhnicke wurde roth wie eine Päonie und der Assessor ebenfalls; aber die beiden jungen Menschen sahen sich dabei fest in die Augen, und daran konnte ich wohl merken, daß sie nicht mehr auseinander zu bringen waren — eine Beobachtung, die ich übrigens schon vorher bei dem Souper gemacht hatte, als sie mit den Champagnergläsern anstießen.

Mein Freund Mentzel benahm sich sehr gut in der peinlichen Situation. Er warf dem eigentlichen Tänzer Lieschens einen Blick zu, daß dem ein wenig geckenhaft ausschauenden jungen Herrn der schon zu einem Lächeln verzogene Mund wieder in eine ernste Lage zurückschnellte, dann meinte er lachend zu Frau Kuhnicke, sie möge nur nicht so ängstlich sein, und flog mit Lieschen davon. Als er sie wieder brachte, war der Tanz zu Ende, und der junge Herr konnte sein Compliment machen. Ich aber zog es dann vor, Frau Kuhnicke die Nebensäle zu zeigen und bei unserer Rückkehr in einem entgegengesetzten Winkel Platz zu nehmen.

Als dann der Ball zu Ende war, war auch die Sache zwischen dem Assessor und Lieschen entschieden.

Auf dem Heimwege sagte er, daß ich ihm gratuliren könne, und er brauche eigentlich den Frack gar nicht auszuziehen, denn er müße am nächsten Vormittag doch zu Herrn Kuhnicke, um ihn förmlich um die Hand seiner Tochter zu bitten. Wenn ich wirklich hätte dagegen reden wollen, wäre es jetzt doch zu spät gewesen. Es wäre mir auch schwer möglich gewesen, etwas Ernsthaftes und Stichhaltiges vorzubringen, denn meines Freundes Eltern waren lange todt, er hatte auf Niemand Rücksicht zu nehmen, und gegen das Mädchen, das er gewählt hatte, ließ sich nun erst recht nichts einwenden. Mir blieb also nur übrig, ihm von ganzem Herzen Glück zu wünschen, und meinen Glückwunsch konnte ich zehn Stunden später wiederholen, als Kuhnickes ihr Dienstmädchen zu mir hinüberschickten und mich bitten ließen, zu ihnen zu kommen. Ich fand Papa Kuhnicke eine Bowle ansetzend, Mama Kuhnicke in Freudenthränen schwimmend und Mentzel und Lieschen sich duzend und sich küssend.

Ich kann über den Brautstand kurz hinweggehen. Es mag wohl sein, daß Manches über meinen Freund Mentzel geflüstert wurde, aber wo er mit Lieschen seine Brautvisite machte, legte er zweifellos Ehre mit ihr ein. Auch kann ich mich dafür verbürgen, daß die drei Häuser des alten Kuhnicke auch nicht den geringsten Einfluß auf den schnellen Entschluß des Assessors ausgeübt hatten. Er

war selbst in einer Situation, daß er bei seiner Frau auf Geld zu sehen nicht nöthig hatte, und die ihm doch derartige Motive unterschoben, die gönnten einfach der Budikerstochter den Assessor nicht und dem Assessor nicht den häuserbesitzenden Schwiegervater.

Aber eine unangenehme Scene war es doch, mit der die erste Gesellschaft, zu der Herr und Frau Assessor Mentzel sich die Ehre gegeben hatten, einen vorzeitigen Abschluß fand, und sie hätte leicht den Anfang zu einem Familienunglück geben können, wenn die vier dabei betheiligten Menschen sich nicht gegenseitig zu lieb gehabt und nicht eingesehen hätten, daß man den Verhältnissen Rechnung tragen muß. Dem Ehepaar Kuhnicke war es wahrhaftig nicht darum zu thun gewesen, durch ihren Schwiegersohn in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Ihm traten immer noch die Schweißtropfen auf die Stirn, wenn er an seine Glaceehandschuhe dachte, und für Frau Kuhnicke hatte das Sprechen im Flüsterton, das ich ihr an jenem heißen Abend anempfohlen, nicht den geringsten Reiz. Aber mein Freund Mentzel bestand darauf, daß die Schwiegereltern erscheinen sollten, wenn er zum ersten Male Gäste in seinem Hause sah; er war zu stolz dazu, mit ihnen Versteck zu spielen. Nun, es waren eigentlich nur Leute da, welche die Verhältnisse kannten und die den Assessor und seine junge Frau so hoch schätzten, daß sie auch deren Eltern mit

der schuldigen Nachsicht entgegenkamen und über kleine Verstöße keine merkliche Verwunderung zeigten. So hätte alles gut gehen können, wenn nicht Herr Kuhnicke bei Tisch dem Rothwein und Champagner, für den er selbst gesorgt hatte, allzu eifrig zugesprochen hätte, wenn er nicht durch einen kleinen Spitz veranlaßt worden wäre, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen.

Es hatte mich schon eine ganze Weile beunruhigt, daß Herr Kuhnicke anfing, laut zu werden, und auch die junge Frau hatte ich schon mehrmals besorgte Blicke nach seinem Platze werfen sehen, während der Assessor noch nichts zu merken schien. Da klopfte Herr Kuhnicke an sein Glas und erhob sich, und da ich sein Rednertalent kannte, wußte ich, daß es ein Unglück geben würde. Der Assessor glaubte noch Einhalt thun zu könneu.

„Lieber Schwiegerpapa, lassen Sie doch," rief er gutmüthig über die Tafel. „Sie sind ein herzensguter Mann, aber ein Redner sind Sie nicht."

Aber die Lawine war einmal im Rollen.

„Sagen Sie nischt, Herr Schwiejersohn," sagte energisch Herr Kuhnicke, „im Redenhalten habe ick immer eine jroße Forsche jehabt."

Und dann begann er:

„Meine Damen und Herren! Darüber, det es vor mir ein jroßes Verjnüjen is, Ihnen hier zu

sehen, darüber brauche ick mir nich erst auszudrücken. Denn wenn man bloß een eenziges Kind hat, denn freut man sich, wenn man sieht, det es ihm jut jeht, und wenn det Kind eene Tochter is, denn jeht es ihm jut, wenn der liebe Jott ihr eenen juten Mann jejeben hat. Meine Damen und Herren! Wir, meine Alte und ich, wir haben kleen anjefangen, und unsere Tochter hat jetzt einen Studierten. Det is een seltener Fall, und det hätte mir sicher nich jeträumt, als ick Stiebeln putzte und meine Olle die Zimmer ufwischte."

Die Gesellschaft saß wie versteinert, aber ich muß es zu ihrer Ehre sagen, auch nicht ein Einziger wagte, den Mund zu einem Lächeln zu verziehen. Mein Freund Mentzel trommelte mit den Fingern auf den Tisch, und seine junge Frau war plötzlich verschwunden, als ob sie draußen nach etwas sehen müsse. Als aber Herr Kuhnicke anfing, von seinen Jugenderinnerungen zu erzählen, erhob sich seine Gattin, die bis dahin mit zustimmendem Kopfnicken zugehört hatte, mit stattlicher Würde.

„Kuhnicke, hör uf," rief sie ihm zu, „du blamirst Dir."

Aber Herr Kuhnicke schaute lächelnd zu ihr hinüber.

„Warum sollte ick mir blamiren, Mutter," fuhr er fort, „Arbeit ist keene Schande nich. Und reell is es immer zujejangen bei uns, und unsere Eisbeene waren immer die jrößten."

Weiter kam Herr Kuhnicke nicht.

„Kuhnicke, hör uf," donnerte ihm seine Gattin noch einmal zu, „du blamirst die janze vornehme Jesellschaft. Und siehst Du nich, det det Kind, die Lieschen, sich schon jedrückt hat, weil sie sich schämen muß, det Du ihr so niederziehst?"

Als Herr Kuhnicke den Stuhl seiner Tochter leer sah, wurde er blaß und ein Zittern überlief ihn.

„Ja so, det Kind muß sich schämen," sagte er dann tonlos, als ob er zu sich selbst spräche. „Und wenn sie sich vor ihre Eltern schämen muß, denn haben wir ooch nischt bei ihr zu suchen. Denn komm man mit, Mutter, denn können wir ja wieder zu Hause jehen."

Damit schritt Herr Kuhnicke langsam der Thüre zu, und seine Frau rauschte hinter ihm drein. Mein Freund Mentzel wollte ihnen nachstürzen, aber ich faßte ihn noch an der Thüre und raunte ihm zu, er solle nur bei der Gesellschaft bleiben, ich würde draußen nach dem Rechten sehen.

Draußen auf dem Corridor stand Herr Kuhnicke, und Lieschen hing an seinem Halse und küßte ihn wieder und wieder unter strömenden Thränen, während Mutter Kuhnicke ihr die Backen strich und eifrig auf mich einsprach. Für mein begütigendes Zureden hatte Herr Kuhnicke nur ein Kopfschütteln und endlich schob er Lieschen sanft von sich.

„Laß es jut sein, mein Kind," sagte er leise. „Deine

Schuld is det nich und den Assessor seine ooch mich. Mutter, komm!“

Ich leuchtete ihnen die Treppe hinunter, und als ich zurückkehrte, saß Lieschen immer noch auf dem Stuhl neben dem Garderobenständer und weinte heftig. Sie hatte sich indessen bald so weit erholt, daß sie mit mir in die Gesellschaft zurückkehren konnte.

Da war es mäuschenstill, als wir eintraten, und Jeder schaute verlegen auf seinen Teller. Mein Freund Mentzel aber kam uns entgegen, nahm seine junge Frau in seine Arme und gab ihr einen Kuß, daß es schallte. Da wurde es wohl Allen wieder warm ums Herz, aber zu einer rechten Stimmung wollte es doch nicht mehr kommen, und die Gesellschaft ging vorzeitig auseinander.

Das ist die wahre Geschichte von Herrn Kuhnickes Fluch. Man sieht, wie die Menschen in einer Weltstadt lügen können. Wer aber wissen will, wie sich Herrn Kuhnickes Verhältniß zu seinem Schwiegersohn gestaltet hat, dem brauche ich nur seine Lieblingsredensart zu wiederholen, wenn wir zu Fünfen zusammensitzen und es uns behaglich ist. Dann pflegt Herr Kuhnicke zu sagen: „Det lasse ick mir jefallen, Herr Schwiejersohn; aber zu Ihre Jesellschaften brauchen Sie uns nich zu invitiren, da passen wir nich hin.“

Sein Sohn.

Das Hotel zu den drei Weltkugeln zählte wahrhaftig nicht zu den Gasthäusern ersten Ranges, aber es nährte seinen Mann. Wie die Gegend Berlins, in welcher es den Fremden Unterkunft gewährte, sich fast noch unberührt von den Veränderungen zeigte, welche in wenigen Jahrzehnten der preußischen Residenz den Charakter einer Weltstadt aufgedrückt hatten, so war auch das Hotel hinter den Anforderungen zurückgeblieben, die Reisende von heute zu stellen pflegen, wenn sie in einer großen Stadt Rast machen. Der greise Besitzer, der in langen Jahren redlicher Arbeit zu einem wohlhabenden Manne geworden war, führte das Haus in althergebrachter Weise, ohne sich mit Neuerungen befreunden zu können, die einen Neubau des ganzen Hauses erfordert hätten, und welche vorzunehmen mehr speculative als gute Freunde nicht selten ihn drängten. Für die Gäste, welche nicht gerade zahlreich, aber in regelmäßiger Wiederkehr bei ihm Unterkunft suchten, genügten die bescheidenen Zimmer, welche der Besitzer des Hotels zu den drei Weltkugeln ihnen zur Verfügung stellte. Es würde

ihnen auch wenig genützt haben, wenn sie ihre Ansprüche hätten erhöhen wollen, denn in der Gegend des Alexanderplatzes war kein anderes Gasthaus gelegen, das einen höheren Rang als den eines Ausspanns beanspruchen durfte. Die aber in dem Hotel zu den drei Weltkugeln abstiegen, führte nicht eigene Wahl in diese Gegend des alten Berlin, sondern die Nothwendigkeit, — sie hatten ihre Geschäftsgänge zu erledigen, und die großen Gerbereien, die Tuchgeschäfte, Knopffabriken und zahlreiche andere Engroshandlungen, zu denen sie ihr Weg führte, lagen in diesen engen, luftlosen Straßen mit ihren finsteren, altmodischen Häuserreihen dichtaneinandergedrängt. Herr Weimann, der Besitzer des Hotels, kam um Besucher nicht in Verlegenheit, denn sein Haus war ein Bedürfniß für diese Stadtgegend, und er hatte auch nicht zu befürchten, daß plötzlich erwachende Concurrenz ihn eines Tages verdrängen würde, denn sein Haus deckte die Bedürfnisse dieser Gegend in vollem Maße.

Herr Weimann fürchtete auch dann noch nichts für sein altes Haus, als man einem neuen Verkehrsstrome, der die Riesenstadt in ihrer ganzen Ausdehnung von Westen nach Osten durchfluthen sollte, die Wege zu ebnen begann. Häuser wurden niedergerissen ohne Rücksicht darauf, ob sie baufällig kein besseres Schicksal verdienten oder erst vor wenigen Jahren aufgeführt waren, ob sie nur in Etagenhöhe empor-

ragten oder fünfstöckig in schwindelnde Höhe strebten, und auf dem freigelegten Boden wurde Pfeiler an Pfeiler aufgemauert und durch kühne Bogen miteinander verbunden, — eines jener zahlreichen modernen Wunderwerke entstand, denen die alte Welt nur sieben an die Seite zu stellen hatte, — die Berliner Stadtbahn. Gleich vielen Kurzsichtigen hielt auch Herr Weimann die hundert Millionen für verloren, die man hier verbaute; er, der so oft einen leeren Omnibus an seinem Hause hatte vorbeifahren sehen, konnte nicht begreifen, woher plötzlich die Passagiere kommen sollten, lange Eisenbahnzüge auf kurze Strecken zu füllen. Als dann die ersten Stadtbahnzüge an seinem Hause vorüberpfiffen und mit jedem Zuge den breiten Pforten des Bahnhofes Alexanderplatz eine Menschenmenge entströmte, wurde Herr Weimann freilich nachdenklich. Aber er meinte, es jüngeren Kräften überlassen zu müssen, der neuen Zeit gerecht zu werden, und alles, wozu er sich entschließen konnte, war, seinem Hause einen neuen Anstrich von Oelfarbe geben und die Inschrift „Hotel zu den drei Weltkugeln“ neu vergolden zu lassen.

Das Verhängniß ließ nicht lange auf sich warten. Ein ganzes Häuserviertel, dem Hotel zu den drei Weltkugeln gegenüber gelegen, wurde niedergelegt, und Stock um Stock in vierzehn Tagen aufgeführt, stieg ein Prachtbau aus der Erde, wie er in dieser Stadt-

gegend nicht seines Gleichen hatte. Ein Riesenhotel auf Aktien, mit zweihundert Zimmern, mit Restaurations- und Festsälen, mit einem Wiener Café natürlich und glänzenden Läden im Erdgeschoß, mit vergoldeten Balkongittern und blinkenden Spiegelscheiben. Das Hotel zu den drei Weltkugeln machte einen lächerlichen Eindruck daneben, obgleich die Oelfarbe so frisch leuchtete, daß man sich fürchtete, sie mit dem Aermel zu streifen.

Herr Weimann war ein Mann, der sich in unabänderliche Thatsachen zu fügen wußte. Er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sein Haus leer stehen würde, sobald das „Grand Hotel" gegenüber in Betrieb gesetzt war, und er söhnte sich mit dem Gedanken aus, den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen, und suchte im Stillen nach einem Käufer für sein Grundstück. Weniger gelassen stand sein Geschäftsführer Otto Bühler der Situation gegenüber. Der hatte im Hotel zu den drei Weltkugeln seine Lehrzeit in der kurzen schwarzen Jacke begonnen, er war mit flatternden Frackschößen im Hause geblieben und bald zum Geschäftsführer avancirt mit dem Rechte, einen Gehrock zu tragen und sich einen Vollbart wachsen zu lassen, der dunkelbraun und wohlgepflegt ihn zu einem stattlichen Manne machte, mit dem die Gäste des Hotels auf einem vertraulichen und achtungsvollen Fuße standen. Otto Bühler hing

an dem alten Hause mehr fast als der Besitzer desselben; nicht nur, daß er in demselben etwas geworden, auch seine Zukunft hatte er bisher mit ihm verknüpft geglaubt, und einer seiner Lieblingsträume war es gewesen, das Hotel zu übernehmen und weiterzuführen, wenn Herr Weimann dereinst sich zur Ruhe setzen würde. Er wußte, daß sein Principal große Stücke auf ihn hielt, und daß er ihm die Bedingungen der Uebernahme leicht genug gestellt haben würde. Jetzt war der Zukunftstraum zerplatzt wie eine Seifenblase, und das alte Haus, in dem Herr Bühler seinen Wohlstand zu gründen gehofft, nicht viel mehr als ein alter Kasten, der nutzlos an der Straße stand.

Die Actionäre des „Grand Hotel" kümmerten sich wenig darum, daß sie mit ihrem Prachtbau Herrn Bühler Licht und Luft nahmen. Der Riesenbau war unter Dach gebracht, im Innern arbeiteten die Handwerker mit Fiebereile, die Räume bis zum Eröffnungstermin fertig zu stellen, und die Herren des Aufsichtsrathes berieten in feierlicher Sitzung, wen sie als geschäftskundigen Director an die Spitze des großartigen Unternehmens stellen könnten. Anerbietungen waren zahlreich genug eingegangen. Es waren solche von Hoteldirectoren aus der Schweiz darunter, deren Namen man nur zu nennen brauchte, um zu wissen, daß sie es verstanden, die Fremden zu schröpfen, und Hoteleigenthümer aus allen Weltgegenden, die stolz

auf das Renommee ihres eigenen Hauses hingewiesen hatten und von denen es unbegreiflich gewesen wäre, weshalb sie sich um eine abhängige Stellung bemühten, wenn die eingezogenen Erkundigungen nicht ergeben hätten, daß ihr eigenes Haus nahe daran war, unter der Last der Hypothekenschulden zusammenzubrechen. Die Herren vom Aufsichtsrath schüttelten die Köpfe. Einer oder der andere der Bewerber hatte wohl einen Fürsprecher unter den Herren gefunden, der seine Sache mit Wärme zu führen suchte, aber man verlangte nicht nur Geschäftskenntniß und den Ruf eines soliden Mannes von dem zu wählenden Director, sondern auch eine genaue Kenntniß der Stadtgegend und ihrer Verhältnisse, denn man versprach sich von der Benutzung der Hotelsäle zu Privat- und Vereinsfestlichkeiten einen bedeutenden Nutzen, und diese heranzuziehen, mußte einem Manne leicht werden, der in der Gegend bekannt war und sich auf einen Anhang zu stützen vermochte.

In dieser Verlegenheit verfiel einer der Herren, der in der Gegend angesessen war und dessen Wort ein Gewicht hatte, darauf, Otto Bühlers Namen in die Debatte zu werfen. Trotzdem er nicht viel mehr von ihm wußte, als daß er ein stattlicher Mann war und seit Jahren seinen Posten im Hotel zu den drei Weltkugeln ausfüllte, auch wohl ihm mit besonderer Zuvorkommenheit seinen Platz an der Table d'hote

angewiesen und ein gutes Gericht ihm zum zweiten Male hatte serviren lassen, wenn er wegen Groß-reinemachens im eigenen Hause es vorzog, im Hotel zu speisen, so führte der Herr vom Aufsichtsrath doch viel zu Otto Bühlers Gunsten an und redete schon um deßwillen mit Wärme für ihn, weil er es seiner Stellung schuldig war, einen Namen, den er zuerst genannt hatte, auch als den beachtenswerthesten erscheinen zu lassen.

Er erreichte auch wirklich so viel, daß die Herren vom Aufsichtsrath beschlossen, sich bei Herrn Weimann nach Otto Bühler zu erkundigen, und als dieser seinem Geschäftsführer das beste Zeugniß ausstellte und sich sogar bereit erklärte, die geforderte nicht unbedeutende Caution zu hinterlegen, so weit dessen eigene Ersparnisse nicht ausreichen sollten, war Otto Bühlers Glück gemacht. Das „Grand Hotel“ wurde mit einem großen Festdiner eröffnet, das Hotel zu den drei Weltkugeln wurde sang- und klanglos geschlossen. Herr Weimann hatte für sein Grundstück einen Käufer gefunden, der an Stelle des alten Hauses einen prächtigen Zinsbau zu errichten beabsichtigte, und hatte sich in ein Villendorf im Westen Berlins zurückgezogen. Otto Bühler aber übersiedelte als Director in das Grand Hotel und trat seine neue Stellung an, die ihm neuntausend Mark Gehalt, eine Wohnung von fünf Zimmern

und freie Station für sich und seine Familie einbrachte.

An den Anschlagsäulen verkündeten weithin leuchtende Zettel die Eröffnung des neuen Hotels und in großen Buchstaben stand darauf gedruckt: „Direction: Otto Bühler". In allen Zeitungen wurden die Prachträume des neuen Hauses beschrieben und als besondere Empfehlung wurde der Name des neuen Directors genannt: „Otto Bühler". Tausende von Empfehlungskarten des Grand Hotel wurden in die Welt gesandt, und alle waren unterzeichnet: „Der Director: Otto Bühler". Die dem neugeschaffenen Director deshalb Eitelkeit vorwarfen, waren im Unrecht; es wurden einfach Anordnungen ausgeführt, welche der Aufsichtsrath des Actienhotels gegeben hatte. Auch diejenigen täuschten sich, welche der Meinung waren, das Glück habe hier wieder einmal eine blinde Henne ein Korn finden lassen, und der Aufsichtsrath werde seine leichtfertige und unüberlegte Wahl noch einmal schwer bereuen. Otto Bühler zeigte sich als ein umsichtiger Kopf, den großen Verhältnissen durchaus gewachsen, thätig vom frühen Morgen bis zum späten Abend, voller Bestimmtheit in seinem Auftreten gegen seine Angestellten, entgegenkommend gegen die Gäste, und an seiner Redlichkeit zweifelten nicht einmal seine Neider und Feinde. Der Aufsichtsrath hatte keine Gelegenheit, seine Wahl zu bereuen.

Aber der Glückswechsel war zu plötzlich gekommen, als daß er ohne Einfluß auf Otto Bühler selbst hätte bleiben können. Anfangs hatte er wohl die eigene Unsicherheit, ob er den neuen Verhältnissen sich gewachsen zeigen werde, künstlich verbergen müssen. Als er aber sah, wie sich der Riesenmechanismus des Hauses nach seinem Willen bewegte, wie das Wohl und Wehe von hundert Angestellten an seiner Laune hing, wie er über Tausende von Werthen, die täglich durch seine Hände gingen, frei verfügte, und wie ihm das Bewußtsein kam, eine Stellung einzunehmen, die etwas in der Welt bedeutete, da ergriff ihn Selbstüberschätzung, und er vergaß, daß er seine Stellung eigentlich nur einem Zufall zu verdanken hatte, er sah sie nicht mehr als einen plötzlichen Segen an, sondern als sein ihm lange vorenthaltenes, endlich gewordenes Recht.

Den Fernerstehenden blieb dieser Wechsel in seinem Charakter freilich verborgen, denen erschien er nur als das selbstverständliche Selbstbewußtsein des Leiters eines so großen Unternehmens. Aber Otto Bühlers kleine Frau litt darunter. Er hatte sie gewählt, als er noch nicht geahnt hatte, zu was Großem er einst berufen werden sollte, und er hatte glücklich und zufrieden mit ihr gelebt, so lange seine Stellung im Hotel zu den drei Weltkugeln ihm ein bescheidenes Auskommen sicherte. Wenn er nach des Tages Arbeit

seiner kleinen behaglichen Wohnung zueilte, wußte er, daß sie ihn sehnsüchtig erwartete, mit ihrem Kinde, seinem Sohne, auf dem Arm, und wenn er Mutter und Kind an sich drückte und der Knabe mit den kleinen Händchen ihm den wohlgepflegten Vollbart zerzauste, dann hätte er um alle Herrlichkeiten der Welt dieses Glück nicht opfern mögen. Das war anders geworden. Nicht das Schlimmste war es, daß er kaum noch eine ruhige Stunde für Weib und Kind erübrigen konnte, daß man nach dem „Herrn Director" verlangte, wenn er sich eben wohl in seiner Familie fühlte. Noch war der Sohn sein Alles, — aber die Frau genügte ihm nicht mehr. Aus bescheidenen Verhältnissen, von bescheidenem Charakter, konnte sie sich in die neue Lage nicht finden. Wenn sie herrisch und stolz geworden wäre, er hätte es lieber gesehen, als daß sie blieb, wie sie war, und wie er sie einst liebgewonnen hatte, bescheiden und still in einem kleinen Kreise wirkend. Es ist wahr, eine energischere, geschäftskundigere Frau wäre hier besser am Platze gewesen, denn es gab manche Dinge in dem großen Fremdenhause, auf die nur eine Frau ein rechtes Auge haben konnte, und die nicht immer gingen, wie sie sollten, so energisch auch der Director selbstthätig einzugreifen suchte. Aber die kleine Frau hatte befehlen nie gelernt, es lag nicht in ihr, und wenn sie bat, lachten die Zimmermägde hinter ihr her, und es

blieb beim Alten. Und Otto Bühler hatte nicht die rechte Art, seine Frau anzuleiten, er meinte, sie müsse sich in die neue Stellung hineinfinden, wie er selbst sich mit einem Schlage hineingefunden hatte. Wenn er ihr mit guten Worten guten Muth gemacht hätte, sie wäre wohl zu dem Selbstbewußtsein gekommen, das ihr fehlte, und wäre aus sich herausgetreten, wie es ihrer Stellung zukam. Aber er zuckte die Achseln, wenn sie es gut gemeint und doch versehen hatte, und durch ein barsches Wort schüchterte er sie nur noch mehr ein, wo er ihr doch hätte helfen müssen, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden.

Es sah unerquicklich genug in dem Inneren des Herrn Otto Bühler aus, und die ihn beneideten, dachten nur an das Glänzende seiner Lebensstellung. Er begann seine Frau als eine Last zu empfinden und machte sich Vorwürfe darüber, daß er sich vorschnell gebunden, ehe er noch auf den, wie er meinte, ihm zukommenden Platze gestanden, der ihm freistellte, nicht nur der Stimme seines Herzens zu folgen, sondern auch Vernunftgründe sprechen zu lassen. Er vergaß, daß er bei keiner andern Frau die selbstlose, hingebende Liebe gefunden haben würde, mit der sein Weib an ihm hing, und daß ein Mädchen aus guter Familie und mit Vermögen auch Ansprüche mitgebracht haben würde, die beides aufgewogen hätten.

Eine Art Cäsarenwahnsinn ergriff Herrn Otto Bühler, trotzdem er auf keinem Kaiserthrone saß, und wenn er von dem Balcon seines Hotels mit dem blinkenden vergoldeten Gitter über den Platz hinüberblickte, der allgemach durch Neubauten ein stattliches Ansehen erhielt und dem der die Königstraße in kühnem Bogen überbrückende Viaduct der Stadtbahn einen pittoresken Abschluß gab, dann meinte der Director des Grand Hotel fast nichts Anderes, als daß dieses ganze, große neue Berlin nur entstanden sei, um für ihn den ihm gebührenden Platz zu schaffen. Für ihn, Otto Bühler, — und seinen Sohn! Denn an ihm, an diesem kleinen, zappelnden Burschen, der über die ersten Gehversuche noch nicht hinausgekommen war und der Beweise von Intelligenz nur gegeben hatte, indem er sich bemühte, „Papa" und „Mama" zu lallen, hing er mit aller seiner Liebesfähigkeit. Seine Frau, meinte Herr Otto Bühler, hindere ihn, ganz die Stellung in der Welt und der Gesellschaft einzunehmen, die ihm gebühre, aber sein Sohn solle emporsteigen wie ein glänzendes Meteor, frei von all dem Zwange, der seine eigene Jugend eingeengt, und durch den Sohn meinte er selbst zu doppelten Ehren zu kommen. Er hatte kein Liebeswort mehr für seine Frau, aber aus dem Trubel der Festsäle, aus dem Geräusch des Hotels riß er sich plötzlich los, um für fünf Minuten in das Kinder-

zimmer zu stürzen und seinen Sohn mit einer wilden Zärtlichkeit an sich zu drücken. Daß dieses Kind ein besonderes sei, den Glauben theilte Otto Bühler wohl mit vielen Eltern eines einzigen Sohnes; aber wenn er die Zukunft des Knaben sich ausmalte, entwickelte seine Phantasie einen unbändigen Schwung, — es gab nichts auf der ganzen Welt, das ihm für seinen Sohn nicht erreichbar dünkte. Mit einer stillen Angst beobachtete Frau Bühler die Abgötterei, welche ihr Mann mit dem Knaben trieb, und es schnürte ihr das Herz zusammen, daß sie selbst dem Manne, den sie liebte, nichts mehr war, aber sie trug ihr Weh mit einer stillen Resignation, und Otto Bühler meinte nicht anders, als daß sie noch stolz darauf sein müsse, seine Frau zu sein.

Es ging in den Winter hinein, und ein rauher Ostwind fegte durch die Straßen. Aus den Festsälen des Grand Hotel drang strahlender Lichtschimmer, an langen Tafeln mit duftendem Blumenschmuck saßen festlich gekleidete Menschen, ein Heer von Kellnern glitt geräuschlos über das Parquett, und Herr Otto Bühler war in einer gelinden Aufregung, denn der Küchenchef hatte nicht bedacht, daß zweihundert Menschen, die stundenlang auf das Diner gewartet haben, ausgehungert sind und bei den ersten Gängen zulangen, als ob das Diner damit beendet wäre, ohne Rücksicht auf die übrigen Tischgäste. Herr

Bühler hatte eben aus den traurigen Resten einiger Schüsseln mit Rheinlachs eine neue kunstreich zusammengestellt, worauf er sich vortrefflich verstand, und nachdem er einen Kellner mit derselben an einen gefährdeten Punkt dirigirt hatte, wo die Gäste unruhig zu werden begannen, stürzte er an das nach der Küche hinunterführende Sprachrohr, um den Küchenchef nach einer unparlamentarischen Einleitung darauf aufmerksam zu machen, daß er unter allen Umständen Rath schaffen müsse. „So schicken Sie schnell ein Paar Hummermayonaisen herauf, zum Himmelkreuzdon" — — —, replicirte Herr Bühler, als der Chef sehr logisch antworte, daß er in der Wasserleitung keinen Rheinlachs angeln könne. Da öffnete sich die kleine Thür, welche aus dem Buffetraum nach dem Souterrain führte und durch endlose Kellerräume eine zweite Verbindung der Festsäle mit den Vorderräumen herstellte, so daß man an das Buffet gelangen konnte, ohne von den Gästen gesehen zu werden, und Frau Bühler trat herein in nachlässiger Haustoilette und mit allen Zeichen einer großen Angst auf ihrem hübschen Gesicht. „Der kleine Otto ist krank, seit einer Stunde," sagte sie hastig, und als Her r Bühler sie noch immer ein wenig ungehalten anschaute, fügte sie aufschluchzeud hinzu: „Der Arzt ist bei ihm; er sagt, es sei Diphtheritis und Gefahr im Verzuge."

Da vergaß Herr Bühler, daß der Rheinlachs zu knapp gerathen war; er dachte nicht einmal daran, dem Oberkellner Weisungen für seine Vertretung zu ertheilen, er eilte die kleine Hintertreppe hinunter und durch die lange Kellerflucht, daß er Gefahr lief, sich in den schlecht erleuchteten Gängen den Hals zu brechen, und seine Frau ihm kaum zu folgen vermochte. Und als Herr Bühler rasch und geräuschvoll in das Kinderzimmer trat, in das er sonst um diese Stunde so häufig auf den Fußspitzen geschlichen war, um die Athemzüge seines schlafenden Lieblings zu belauschen, als ihm aus dem kleinen Bettchen ein schreckliches Röcheln entgegentönte, und als er die verzerrten Züge und die verglasten Augen seines Sohnes sah, da stürzte Herr Bühler an dem Bett seines Kindes nieder, als ob ihn ein Schlag vor den Kopf getroffen habe, und ein herzzerreißender Schrei entrang sich seinen Lippen: „Mein Sohn!"

Der alte Arzt, welcher an dem Bette des Kranken stand, hatte derlei Scenen wohl häufig gesehen. Er rüttelte Herrn Bühler derb an der Schulter. „Das nützt hier nichts, Herr Director. Wenn der Kleine gerettet werden soll, muß er sofort nach Bethanien, und je eher der Luftschnitt gemacht wird, desto größer ist die Hoffnung, ihn durchzubringen." Der Arzt hatte das Rechte getroffen, Herrn Bühler wieder zu sich zu bringen. Er nahm sich nicht die Zeit, einen Hut

aufzusetzen und einen Ueberrock anzuziehen, er hörte nur die Worte „Bethanien" und „Rettung" in seinem Ohre klingen, und mit einer Sorgfalt und Umsicht, als ob Herr Bühler in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan, als den Transport kranker Kinder geleitet, wickelte er seinen Knaben in Decken und bettete ihn an seine Brust. „Kommen Sie, Herr Doctor, ich bin fertig." Die Droschke donnerte über das Straßenpflaster, der Kutscher wußte, was es galt und wen er fuhr, und Herr Bühler hörte nur das Röcheln seines Kindes und dachte nur: „Rettung! Rettung!" Fast laufend trug er den Knaben durch den dunklen Garten des Krankenhauses nach der Baracke, die für Diphtheritiskranke bestimmt war, er trug ihn selbst in das Operationszimmer, entkleidete ihn und legte ihn auf den von einer elektrischen Lampe grell beleuchteten Operationstisch, und in einer Art entsetzlicher Erstarrung sah er, wie der nackte kleine Körper festgeschnallt wurde. Dann führte ihn ein Wärter hinaus und verriegelte die Thüre hinter ihm, und Herr Bühler kniete hinter der Thüre und spähete durch das Schlüsselloch, bis er aus dem weißen Körper seines Kindes einen rothen Blutstrahl aufsteigen sah und ohnmächtig zusammenbrach.

Zwei Tage lang hatte Herr Bühler die schreckliche Ungewißheit zu tragen, ob sein Sohn gerettet oder ihm genommen werden würde. Der drohende

Verlust brachte ihn seiner Frau nicht näher. Es war ihre Art nicht, laut zu klagen und zu jammern, und Herr Bühler war kein geübter Psychologe, der in ihrem Auge hätte lesen können, wie es in ihrem Innern aussah; — da sie das Schicksal ihres Sohnes still und ergeben in Gottes Hand gestellt hatte, meinte er, daß sie überhaupt unfähig sei, sein großes Leid mitzuempfinden. Soweit er im Stande war, in diesen beiden schrecklichen Tagen etwas zu denken, denn er rannte umher wie ein Unvernünftiger von dem Grand Hotel nach Bethanien und von Bethanien wieder zurück nach dem Grand Hotel, und wenn er einen Augenblick Ruhe gefunden zu haben glaubte, jagte ihn der Gedanke wieder auf, daß sein Liebling sterben könne und er nicht bei ihm sein würde.

Am Abend des zweiten Tages hatte das Kind ausgelitten. Herr Otto Bühler stand an seinem Lager und drückte ihm die Augen zu, und die Krankenwärterin wunderte sich darüber, daß der Vater scheinbar so gelassen über die schwere Stunde hinwegkam. Sie fragte ihn, wie es mit dem Begräbniß gehalten werden solle, und er erwiderte ruhig, es möge alles im Krankenhause angeordnet werden. Und damit ging er, kaum daß er einen letzten Blick auf das schlummernde Kind zurückwarf. Ohne Trost und ohne Hoffnung ging Herr Otto Bühler, und im Grand Hotel angekommen, verschloß er die Thüre seines

Arbeitszimmers hinter sich und ließ sich von niemandem sprechen. So erfuhr Frau Bühler, daß sie kein Kind mehr hatte, und ihr Schmerz war doppelt, da sie ihn nicht an der Brust ihres Mannes ausweinen durfte.

Frau Bühler hielt sich wacker bis zum Tage des Begräbnisses. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die kleine Leiche selbst zu kleiden und sie im Sarge unter Blumen zu betten, aber die letzte Ehre konnte sie ihrem Kinde nicht erweisen. Sie müsse zu Hause im Bette bleiben, hatte ihr der Arzt gesagt, den ihr Aussehen ängstigte, und sie folgte wie ein gehorsames Kind. Herr Otto Bühler stand allein an der Spitze der stattlichen Trauerversammlung, die sich mehr um des Vaters als des heimgegangenen Kindes willen auf dem Kirchhofe versammelt hatte, und was der Geistliche ihm zum Troste sagte, ging ihm zu einem Ohre hinein und zu dem anderen hinaus, und er wußte keinen Sinn in den Worten zu finden. Wie wußte der Geistliche zu ermessen, was er verloren hatte, — seine Hoffnung, seinen Sohn, sein Alles!?

Herr Bühler kehrte zurück in das Grand Hotel, ohne eine Thräne vergossen zu haben und ohne das Verlangen, seine Frau zu sehen. Er empfand ein Grauen davor, seine Wohnung zu betreten, in der ihn jeder Gegenstand, jeder Winkel an sein Kind er=

innerte. Ruhelos wirthschaftete er umher und durchmusterte das Hotel von den Bodenräumen bis zu den Weinkellern, daß seine Leute meinten, ein solches Gebahren an einem solchen Tage sei unchristlich und unnatürlich. Am Abend des Tages warf er sich ermüdet auf sein Lager und konnte doch den Schlaf, den er ersehnte, nicht finden. Und kaum hatte er sich am nächsten Morgen erhoben, so begann er seine ruhe- und zwecklose Arbeit von Neuem. Aber als er sich bei dem Zählen der Weinflaschen darüber ertappte, daß er seit einer halben Stunde immer dieselbe Reihe gezählt hatte und noch nicht wußte, wie viel darin waren, da seufzte er plötzlich auf, daß es dem Küfer wie ein erstickter Schrei klang, und Herr Otto Bühler ließ die Kellerschlüssel liegen, die er sonst niemals aus den Händen gab, und stürzte davon. Der Küfer wartete eine Viertelstunde geduldig auf seine Rückkehr, dann schloß er den Keller und ging nach der Wohnung des Directors, die Schlüssel abzuliefern. Da traf er Frau Bühler und erzählte ihr von dem sonderbaren Benehmen ihres Mannes. Frau Bühler sagte nichts davon, daß ihr Gatte Hut und Ueberrock genommen hatte und ausgegangen war, ohne ein Wort zu sprechen, wie er seit drei Tagen sie kaum eines Wortes gewürdigt hatte. Aber sie selbst machte sich zum Ausgehen fertig, trotzdem sie sich noch angegriffen fühlte und der Arzt ihr

Schonung auferlegt hatte, und in einer Droschke fuhr sie davon.

Auf dem Kirchhofe angekommen, fragte sie den Todtengräber nach dem Wege zu den Kindergräbern, und sie ging den Weg in der Gewißheit, ihren Mann dort zu finden, und in der fröhlichen Hoffnung, daß sie ihn sich dort, am Grabe ihres Sohnes, zurückgewinnen müsse. Schon aus weiter Entfernung sah sie durch das entblätterte Buschwerk einen Mann, zusammengebrochen und mit den Armen einen kleinen, frischaufgeworfenen Hügel umklammernd. Der schreckte nicht auf durch das Rauschen ihres Kleides, er sah nichts und hörte nichts, und in ihm lebte nichts als thränenlose Verzweiflung. Da beugte sich Frau Bühler über ihn und schlang ihren Arm um seinen Hals, sie drängte ihre Thränen zurück, und Schmerz und Liebe zitterten nur leise durch ihre Stimme, als sie ihm sagte: „Otto, wir wollen es gemeinsam tragen!" — Herr Otto Bühler schaute auf, als ob er etwas Fremdes vor sich gewahre, aber die kleine Frau ließ sich dadurch nicht zurückschrecken, sie umschlang ihn nur fester mit ihren Armen, und aus ihren Augen, die denen ihres Sohnes glichen, leuchtete ihre Liebe. Da begann es in den versteinerten Zügen des Mannes mächtig zu arbeiten, er fühlte ein Würgen im Halse, als ob er ersticken müsse, und unter einem unaufhaltsam hervorstürzenden Strom von Thränen zog er die

zarte Frauengestalt an sich und küßte sie: „Mein Weib, mein armes, liebes Weib!“ — — —

Herr Otto Bühler ist nicht nur ein geachteter und wohlhabender, er ist auch ein guter und ein glücklicher Mann geworden, trotzdem er glaubte, mit seinem Sohne auch das Glück seines Lebens begraben zu haben.

Ohne Freunde.

Solch ein Umzugswetter — man hätte einen Hund nicht vor die Thür jagen mögen! Die Frau, welche aus dem Thorwege des letzten Hauses der Nostizstraße einen Blick hinausgeworfen hatte, trat fröstelnd tiefer in den zugigen Corridor zurück, als sie den erwarteten Möbelwagen um die Ecke biegen und die ein wenig ansteigende Straße hinauf schwanken sah. Vorsichtig suchte sie auf dem von den Fußspuren der Ein- und Ausziehenden durchfeuchteten und beschmutzten Asphaltboden nach einer trockenen Stelle. Da blieb sie stehen, einen Ausdruck mitleiderregender Hoffnungslosigkeit in den vergrämten Zügen, während ihre Hand nervös mit den Wohnungsschlüsseln in ihrer Kleidertasche spielte. Das Alles hier hatte einen so viel freundlicheren Eindruck anf sie gemacht, als sie vor wenigen Tagen, des langen Suchens müde, sich entschlossen hatte, die kleine Wohnung in der ersten Etage des Hauses zu miethen. Die Sonne hatte geschienen, auf dem mageren Sandboden des an die Straße anstoßenden freien Feldes sproßten schon die ersten Grashalme, die Windmühle, kaum fünfhundert Schritte von dem letzten Hause ent-

fernt, drehte lustig ihre Flügel, und die vielen Kinder auf der Straße lärmten so fröhlich, daß man den Schmutz und die Dürftigkeit, die an ihnen hafteten, wohl übersehen konnte. Frau Berger hatte aufgeathmet, als sie diese Gegend entdeckt hatte; fremd war sie aus einer kleinen Stadt gekommen, nicht gewohnt, nur Menschen und Steine um sich zu sehen — und die Wohnung mit ihren drei Zimmern, mit einer geräumigen Küche und mit einem Balcon sogar war so billig gewesen, wie sie auf ihrer langen Wanderung keine andere gefunden hatte. Das hatte den Ausschlag gegeben. Sie hatte sich darauf gefreut, sich das Nest behaglich einzurichten, in das sie sich mit ihrem Kinde geflüchtet. Nun war das Bild, das sie so freundlich in ihrem Gedächtnisse behalten hatte, plötzlich verwandelt. Der Vorfrühling hatte dem Nachwinter wieder weichen müssen, große Schneeflocken fielen langsam zur Erde und lösten sich dort zu einer schmutzigen Feuchtigkeit, die Aussicht auf das freie Feld und die Windmühle war hinter einem weißen, durcheinanderwirbelnden Schleier versteckt. Und die großen Miethskasernen, die mit ihrer billigen Stuckbekleidung in dem glänzenden Sonnenscheine so prahlerisch dagestanden hatten, als ob sie den Ruhm der Weltstadt verkünden wollten, die auch den Armen gestattet, in Palästen zu wohnen — wie jämmerlich hatten sie die Probe einiger Regentage bestanden. Jede schadhafte Stelle des Bewurfes stach

als ein häßlicher feuchter Fleck in die Augen, sie glichen Ruinen, trotzdem sie erst vor wenigen Jahren zu schwindelnder Höhe emporgeführt waren, und in dem schmutzigen Thorwege, in dem Frau Berger stand, drängte sich die Luft aus zwanzig Proletarierwohnungen, welcher der feuchte Niederschlag den Austritt verwehrte, zu einem abscheulichen Gemisch zusammen, das ihr den Athem benahm.

Es war kein guter Stern gewesen, der die Fremde in dieses Haus geführt hatte. Aber sie hatte Schwereres ertragen, und als der Wagen vor dem Thorwege hielt, schritt sie anscheinend gefaßt den Leuten, welche die Möbel abluden, voran in die Wohnung. Sie hatte schon tüchtig geschafft den Tag über; es war keine Kleinigkeit gewesen, den Schmutz aus allen Winkeln zu entfernen, die trüben Fenster spiegelblank zu putzen und in den Öfen Feuer anzuzünden, damit wenigstens eine behagliche Wärme die Räume durchströme. Für eine derlei Arbeit nicht gewohnte Frau war es fast zuviel gewesen. Aber trotzdem hatte Frau Berger die Hilfe der robusten Matrone, die aus ihrer Hofwohnung herübergeeilt war und ihre Dienste in etwas aufdringlicher Weise angeboten hatte, als sie die neue Mieterin mit dem Reinigen der Fenster beschäftigt gesehen, abgelehnt. Sie wußte, daß sie jeden Groschen ihrer bescheidenen Mittel zu Rathe halten mußte, daß sie für die nächste Zeit auf sich selbst angewiesen war, um für sich und

ihr Kind das zum Leben Nothwendige zu schaffen, und sie fürchtete sich, einer Fremden, die ihre Hilfe mit überschwenglichen Redensarten anbot, während ihr der Eigennutz auf dem Gesichte geschrieben stand, Einblick in ihre Häuslichkeit zu gewähren. Wie ein gehetztes Wild in das Dickicht des Waldes, so war Frau Berger in das Getriebe der Weltstadt geflüchtet; Niemand, so hoffte sie, würde sich dort um sie kümmern, Niemand nach ihr fragen, Niemand würde ein Interesse daran haben, den Schleier der Vergangenheit zu lüften. Sie stammte aus guter Familie, ihr Mann war ein geachteter Kaufmann in einer kleinen Stadt gewesen, sie hatte ihn geliebt, und er hatte sie auf den Händen getragen. Sie war von Vielen beneidet worden — bis eines Tages der geachtete Kaufmann von den Leuten ein Betrüger genannt wurde, der sogar die Sparpfennige der Armen nicht geschont hatte. Er war geflüchtet, in Hamburg hatte man ihn festgenommen, als er eben im Begriffe gewesen war, zu Schiff zu gehen, und für die unglückliche Frau hatte eine Zeit begonnen, in der jede Minute von den schrecklichsten Seelenqualen ausgefüllt wurde. Wie ihre Bekannten sich von ihr zurückgezogen hatten, wie man hinter ihrem Rücken gezischelt und es offen ihr in das Gesicht gesagt hatte, sie sei mitschuldig an der Katastrophe, wie man sie verhört hatte, als ob sie Mitwisserin der Flucht ihres Mannes gewesen sei, das Alles war nicht zu ertragen gewesen. Selbst ihre Ver-

wandten schienen ihr nicht glauben zu wollen, daß sie um die zerrütteten Vermögensverhältnisse ihres Mannes nicht gewußt hatte, sie warfen ihr vor, ihm durch übertriebenen Aufwand zu seinen Unredlichkeiten die Veranlassung gegeben zu haben, und sie konnte doch schwören, daß sie kaum jemals einen Wunsch geäußert hatte, der über Bescheidenes hinausging. Ihr eigner Vater aber hatte seine Hilfe davon abhängig gemacht, daß sie ihr Schicksal von dem ihres Mannes für alle Zukunft trenne, daß sie sich scheiden ließe von dem, den die Gerichte als einen Verbrecher verurtheilt hatten. Dagegen hatte sich Frau Berger gesträubt, denn sie liebte ihn noch immer, und sie fürchtete, daß er nur tiefer fallen werde, wenn er seine Strafe abgebüßt hatte und Niemand mehr fand, auf den er sich stützen konnte, für den er leben und arbeiten mußte. Ganz auf sich selbst angewiesen, wußte sie wohl, daß ihres Bleibens an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte nicht länger sein könne. Sie wollte arbeiten, und dort würde man ihr die Arbeit entweder verweigert oder sie ihr wie ein Almosen gewährt haben, das man widerwillig einem Bettler reicht, sie wollte verhindern, daß von der Sünde ihres Gatten ein Schatten auf die Seele ihres Kindes falle. Diese Erwägungen hatten sie auf den Gedanken kommen lassen, mit der bescheidenen Einrichtung, die ihr als ihre Aussteuer geblieben war, nach Berlin überzusiedeln, sobald das Schicksal ihres Gatten durch

den Urtheilsspruch besiegelt war. Der Abschied von ihrem ehemaligen Wohnorte war ihr nicht schwer geworden, denn sie ließ nur Menschen dort zurück, deren Freundschaft sich im Unglücke nicht bewährt hatte. Es gewährte ihr einen Trost, daß in der Millionenstadt, in die sie gerieth wie ein Wassertropfen in das Meer, Niemand sie kennen, daß Jemand, der sie dort suchte, sie nicht einmal finden würde. Sie gedachte, sich mit ihrem Kinde auf die nothwendigsten Räumlichkeiten zu beschränken; die Zimmer wollte sie an Chambregarnisten vermiethen und so aus der ihr gebliebenen Einrichtung ein Capital machen, dessen Zinsen ihr und ihrem Kinde gestatteten, sich durchzufristen, und sie meinte auch, es werde nicht schwer sein, nebenher durch Handarbeiten ein Weniges zu verdienen.

Frau Berger öffnete die beiden Flügel der Corridorthüre, damit die Leute, die unter den schweren Möbeln schon die Treppe hinaufkeuchten, ungehinderten Eintritt fänden, dann schritt sie schnell in das letzte Zimmer, wo sie ihrem Töchterchen neben dem warmen Ofen auf den zusammengetragenen Stücken des Handgepäckes einen Sitzplatz hergerichtet hatte. Das Kind spielte und schaute auf, als es den Lärm der Arbeiter hörte und die Mutter eintreten sah.

„Kommt der Papa jetzt, Mama?" fragte die Kleine, indem sie die Decke von sich warf, welche die Mutter sorglich über sie gebreitet hatte.

„Sei nur ruhig, Lenchen, er kommt bald,“ erwiderte Frau Berger gedrückt und strich dem Kinde die Locken aus der Stirne. „Erst müssen doch die Leute die Sachen bringen; wenn wir Alles aufgestellt haben, kommt der Papa. Aber du mußt ruhig sitzen bleiben, damit er seine Freude hat, daß du so artig warst.“

Die Kleine nahm ihre Puppe wieder vor und versprach, ganz stille zu sitzen, bis Alles in Ordnung sei. Frau Berger ging und ertheilte ihre Anweisungen, wo jedes einzelne Stück seinen Platz finden sollte. Sie hatte Alles vorher überlegt, und die Leute waren dienstwillig und bescheiden, so daß die Arbeit einen guten Fortgang nahm. Der Frau wurde leichter um das Herz, als sie Stück um Stück an seinem Platze stehen sah, und die leeren Räume immer mehr einen behaglichen, bewohnbaren Anstrich bekamen. „Wir werden hier leben können,“ dachte sie, „und die langen Monate, in denen er sein Vergehen im Gefängnisse büßt, werden auch ein Ende nehmen.“ Da hörte sie plötzlich ein Getöse auf der Treppe, rohes Schimpfen einer erregten Stimme, und die Männer, die eben das letzte Stück, einen schweren Schrank, die Treppe hinaufschleppten, antworteten auch in nicht feiner Weise. Sie wollte hinausgehen, aber einer der Arbeiter, dem sie eben aus ihrer mageren Börse das Trinkgeld für ihn und seine Collegen überreicht hatte, hielt sie lachend zurück:

„Bleiben Sie nur hier, Madamken; das ist der

Hauswirth, den kennen wir schon. Er ist einer von den gröbsten. Sie werden auch noch Ihren Tanz mit ihm haben. Jetzt sollen wir ihm wieder mit den Schränken die Wände abgestoßen haben, und dabei fällt der Kalk von alleine, wenn einer mit Stiefeln die Treppe runtergeht."

Die Leute brachten den Schrank herein, der Hauswirth tobte hinter ihnen her.

„Das wollen Leute sein, die mit Möbeln Bescheid wissen," wandte er sich an den Mann, dem Frau Berger das Trinkgeld gereicht hatte und der über die Träger das Kommando führte. „Noch nicht einen Stuhl können sie die Treppe herauf tragen, ohne daß sie Stücke von der Wand mitnehmen. Da kann man natürlich jedes Quartal seine Wände neu malen lassen! Aber Sie müssen für den Schaden aufkommen, Frau Berger Warum engagiren Sie solche Leute!"

Der armen Frau traten die Thränen in die Augen. Der Hauswirth schien einige Tage Regenwetter ebensowenig vertragen zu können, wie diese modernen, neugebauten Miethspaläste und die ganze entlegene Vorstadtgegend. Er war so freundlich und zuvorkommend gewesen, als es galt, der Wohnungsuchenden die leerstehenden Räume in so vortheilhaftem Lichte zu zeigen, daß sie meinen mußte, ein besonderer Glücksstern habe sie zu ihm geführt. Jetzt, nachdem sie den Contract unterschrieben hatte, nachdem er die für den ersten Monat

vorausbezahlte Miethe in seinen Händen wußte, zeigte er sein wahres Gesicht. Frau Berger wollte sprechen, den Hauswirth beschwichtigen, aber Thränen erstickten ihre Stimme. Der Führer des Möbelwagens klopfte sie gutmüthig auf die Schulter, während die übrigen Arbeiter noch zögernd an der Thüre stehen blieben.

„Nur keine Angst, Madamken,“ sagte er tröstend. „Ohne Möbel kann Ihnen doch die Wohnung nichts nützen, und was können Sie dafür, daß die Treppen so eng sind. Wenn der da was findet, das wir ruinirt haben, dann kommen wir auch dafür auf. Er weiß ja, wo wir wohnen. Adieu, Sie!“

Der keineswegs höflich gemeinte Abschiedsgruß war an den Hauswirth gerichtet. Laut lachend polterten die Arbeiter die Treppe hinunter, und der Besitzer der vorstädtischen Miethskaserne trollte schimpfend hinter ihnen her. Frau Berger athmete auf, als sie sich mit ihrem Kinde allein sah. Sie verriegelte die Corridorthüre von innen, und die Beängstigung, die sie während der rohen Empfangsscene empfunden, löste sich in einem Strome von Thränen. Erst als auch die Kleine zu weinen begann, faßte sich Frau Berger wieder. Sie mußte ja den Kopf oben behalten, wenn ihr das Herz auch noch so schwer war — schnell richtete sie das Bettchen des Kindes her und entkleidete es, dann faltete sie ihm die Hände zum Gebet.

„Lieber Gott, laß den Papa bald wiederkommen,“

betete die Kleine, wie die Mutter es sie gelehrt hatte. Frau Berger hatte dem Kinde gesagt, der Vater sei verreist; sie wollte die Nothlüge auch den Fremden gegenüber gebrauchen, die sie an ihrem neuen Wohnorte mit einem Scheine von Berechtigung danach fragen würden.

Das Kind war bald eingeschlummert, aber Frau Berger fand noch keine Ruhe. Gardinen befestigen, Teppiche legen und das Ordnen aller der Kleinigkeiten, die dazu gehören, eine Wohnung behaglich zu machen, raubten ihr die letzten Stunden des Tages. Endlich legte auch sie sich zur Ruhe; sie fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen, in einem gesunden Schlafe hoffte sie Erholung zu finden. Aber ein Geräusch unter ihren Füßen, das sie während ihrer fleißigen Arbeit wenig beachtet hatte, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Jetzt mußte sie darauf achten; sie unterschied deutlich johlende Männerstimmen, ein wüster Schenkenlärm schallte zu ihr herauf, dann ertönte plötzlich ein verstimmtes Klavier, und die Zechgesellen sangen im Chore einen Gassenhauer dazu, daß die Dielen der Wohnung erzitterten. Und jetzt fiel Frau Berger ein, was sie bisher achtlos übersehen hatte, die rothe Laterne am Hause und an den Parterrefenstern die bunten Transparente mit der tröstlichen Inschrift: „Destillation zur Bürgerruhe." Ihre Wohnung lag direct über dem Schanklocale, und der Lärm würde alle Abende

sein — Frau Berger dachte mit Schrecken daran, wie lange die Zimmermiether, auf die sie rechnen mußte, es wohl bei ihr aushalten würden.

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages klingelte es an Frau Bergers Thür, und der Hauswirth erschien, diesmal mit freundlicherem Gesichte. Frau Berger hatte bei seinem Erscheinen gefürchtet, er komme, um wegen der angeblichen Wandbeschädigung Entgelt von ihr zu fordern, aber er beruhigte sie gleich, es sei doch glimpflicher abgegangen, als er gefürchtet, und er wolle nicht weiter davon reden. Er brachte die polizeilichen Anmeldebogen und bat, dieselben sogleich auszufüllen, da die Sache Eile habe. Frau Berger nöthigte ihn, in das Zimmer zu treten, und während sie seinem Wunsche entsprach, unterwarf der Hauspascha das Mobiliar mit kundigem Auge einer eingehenden Musterung. Das Resultat schien ihn zu befriedigen, denn er machte eine wohlwollende Bemerkung über die freundliche Einrichtung und sprach seine Bewunderung darüber aus, daß es einer einzelnen Frau möglich gewesen sei, so schnell volle Ordnung zu schaffen.

„Sie sind Wittwe, Frau Berger?“ fragte er dann mit offenbarem Bestreben, seiner Stimme einen gefühlvollen Ausdruck zu geben.

„Nein,“ erwiderte Frau Berger leise.

Der Wirth räusperte sich; er schien überrascht zu

sein, sich so von seiner Menschenkenntniß im Stiche gelassen zu sehen. Die Frau mit ihren vergrämten Zügen hatte ihm doch ganz den Eindruck gemacht, als ob sie um Jemand trauere.

„Also geschieden?“ fragte er gedehnt.

„Mein Mann ist verreist für längere Zeit, seine Rückkehr ist noch unbestimmt,“ entgegnete Frau Berger. Sie mußte den Kopf wenden, um ihr Erröthen zu verbergen, und die auffällige Bewegung konnte dem scharfen Beobachter natürlich nicht entgehen.

„So, so,“ meinte der Hauswirth. Es klang, als ob er sagen wollte, daß es mit dieser Reise wohl eine eigne Bewandtniß haben müsse. „Darum geht der Miethscontract also auf Ihren Namen,“ fuhr er fort, „und ich glaubte daraus schließen zu müssen, daß Sie ganz allein ständen. Die Möbel gehören doch Ihnen, Frau Berger? Sie sind doch berechtigt, ganz frei darüber zu disponiren?“

Frau Berger dachte über die Bedeutung der Frage nicht weiter nach; sie war nur froh darüber, daß der unbequeme Examinator scheinbar so interesselos über die auffällige Abwesenheit ihres Mannes hinwegging.

„Die Einrichtung gehört mir; die Möbel stammen aus meiner Aussteuer,“ erwiderte sie erleichtert.

Auch der Wirth war augenscheinlich befriedigt.

„Sie wollen also Ihre Zimmer vermiethen, und ich habe selbstverständlich nichts dagegen,“ sagte er

jovial. „Sie werden ja wohl selbst darauf halten, daß Sie nur anständige Herren aufnehmen, und Nachfrage ist in dieser Gegend genug, so daß Sie um Miether nicht in Sorge zu sein brauchen. Hängen Sie nur eine Karte über die Hausthüre, dann stürmen Ihnen die Leute die Wohnung."

Er reichte ihr sogar die Hand zum Abschiede, und Frau Berger fand den Muth, ihn zu fragen, ob der laute Lärm in der unter ihrer Wohnung befindlichen Destillation ihr nicht die Miether vertreiben werde.

Der Wirth machte ein so erstauntes Gesicht, als ob er von dem Vorhandensein einer Destillation in seinem Hause bis zu dieser Stunde überhaupt noch nichts gewußt habe.

„Also das hört man bis zu Ihnen herauf?" fragte er scheinbar ganz verwundert, trotzdem bis jetzt gerade dieses Lärmes wegen jeder Miether die Wohnung so schnell wie möglich wieder aufgegeben hatte. „Das ist doch aber wohl kaum möglich, Sie finden in der ganzen Gegend kein solider gebautes Haus als das hier. Und wenn auch wirklich ein bischen Spektakel durch die Decke dringt, darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, Frau Berger. Einzelne Herren sind nicht ängstlich darin und Abends auch selten zu Hause, und Sie selbst haben sich in acht Tagen so daran gewöhnt, daß Sie ohnedem gar nicht einschlafen können."

Frau Berger wollte das zwar nicht recht glaubhaft erscheinen, aber sie unterdrückte ihre Zweifel, schon zufrieden darüber, freundliche Zusprache gefunden zu haben. Der Wirth aber rieb sich draußen die Hände. So unglücklich aussehende Frauen wie seine neue Miethherin erweckten natürlich nur geringes Vertrauen in ihre Zahlungsfähigkeit, und was es mit dem Vermiethen möblierter Zimmer in dieser Gegend auf sich hatte, das wußte er sehr genau. Aber ihm war jetzt nicht mehr bange darum, daß er um das Seine kommen könne. Die Einrichtung war ja noch beinahe neu, und er würde sich einfach an sie halten, wenn ihm die Miethe nicht pünktlich abgeliefert würde.

Wenn Frau Berger gehofft hatte, der Hauswirth werde sich mit der Angabe, daß ihr Gatte auf einer längeren Reise begriffen sei, zufrieden geben, so hatte sie sich bitter getäuscht. In ihrem Gesichte waren die Spuren eines herben Schicksals viel zu deutlich zu lesen, und der Wirth interessirte sich viel zu sehr für die Verhältnisse seiner Hausbewohner, als daß er hier nicht etwas Besonderes hätte wittern müssen. Es kostete ihm nicht viel Mühe, hinter das Geheimniß zu kommen. Er benutzte die Gelegenheit, als er die Anmeldungen persönlich auf dem Polizeibureau ablieferte, dem Wachtmeister in das Ohr zu flüstern, daß bei der neuzugezogenen Frau Berger nicht alles in Ordnung zu sein scheine, und daß es sich wohl

verlohne, bei der Polizeibehörde ihres früheren Wohnortes wegen ihrer Antecedenzien Nachfrage zu halten. In wenigen Tagen kam die Antwort, und der Wachtmeister hielt es für seine Pflicht, dem Hauswirthe unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, daß er mit seinem Scharfblicke die Sache ganz richtig durchschaut, daß der Mann der Frau Berger allerdings eine Reise angetreten habe, aber eine sehr unfreiwillige, und daß es keineswegs an ihm liege, wenn er nicht längst zu den Seinen zurückgekehrt sei.

In dem Benehmen des Wirthes gegen Frau Berger brachte diese Mittheilung keinerlei Veränderung hervor; er war ein viel zu höflicher Mann, als daß er gegen Leute, die ihre Miethe pünktlich bezahlt hatten oder ihm doch für dieselbe sicher waren, irgendwelcher Ueberhebung fähig gewesen wäre. Aber ein Geheimniß zu bewahren, war er noch weniger im Stande, und nach einigen Tagen wußte es das ganze Haus, daß die neue Mietherin im ersten Stocke eigentlich nur durch einen Zufall und gegen alles Recht dem Schicksale entgangen war, ihrem Gatten im Gefängnisse Gesellschaft zu leisten. Von den Kellerwohnungen bis zu dem Dachboden hinauf erweckte diese Neuigkeit die gleiche Befriedigung, denn von dem ersten Tage an hatte man gegen Frau Berger in allen Wohnungen einen instinctiven Haß empfunden. Ihre hübsche, auf bessere Verhältnisse hindeutende Einrichtung hatte zu-

erst den Neid der Frauen erregt, welche dem Abladen der Möbel mit Neugier zuschauten. Dann ärgerte man sich über die unnahbare Zurückhaltung der armen Frau, die man ihr als hochmüthigen Stolz auslegte. An Annäherungsversuchen von seiten der übrigen Hausbewohner hatte es keineswegs gefehlt. Da war gleich am Morgen nach dem Einzuge eine ehrenwerthe Dame gekommen, die unter großem Wortschwalle an Frau Berger die Bitte richtete, ihr eine Bratpfanne zu leihen, da für die ihrige der Sonntagsbraten zu groß sei. Das Ganze war natürlich nur ein Vorwand gewesen, um einen Blick in die neue Häuslichkeit werfen zu können, und ein Versuch, sich der besser situirt scheinenden neuen Miethering zu nähern, aber Frau Berger hatte die Bittstellerin so kurz wie möglich auf dem Corridor abgefertigt und für die geliehene Bratpfanne deshalb nicht Dank, sondern Feindschaft geerntet. Wenn Frau Berger ihre kleinen Einkäufe an Haushaltungsbedarf besorgte, ging die Zudringlichkeit der Proletarierfrauen so weit, daß sie sie ansprachen und ihr den neuesten Klatsch erzählten, wie die dicke Freundschaft zwischen der Nähmamsell im Hofe und dem jungen Ehepaare im vierten Stocke plötzlich in die Brüche gegangen sei, weil die junge Frau endlich gemerkt habe, wieviel die Uhr geschlagen habe, oder daß in der Wohnung neben der ihrigen im ersten Stocke der Gerichtsvollzieher eigentlich am

besten thue, gleich sein Nachtquartier aufzuschlagen. Frau Berger konnte sich nicht entschließen, mit den Wölfen zu heulen, und das verzieh man ihr nicht. Sie ging den Leuten so viel wie möglich aus dem Wege, aber immer konnte sie es nicht vermeiden, Diesem oder Jenem auf der Treppe oder in dem Hausflur zu begegnen. Da wurden ihr böse Bemerkungen nachgezischelt, noch ehe man wußte, was es mit der Reise ihres Mannes eigentlich für eine Bewandtniß hatte. Frau Berger achtete im Anfang kaum darauf; als sie eines Tages die Hausthüre passirte und ihr die beiden Weiber, die dort mit großen Henkelkörben Posten gefaßt hatten, nur widerwillig Platz machten, wobei ihr die eine höhnisch nachrief: „Der Stolz wird sich auch noch legen," da war sie immer noch zweifelhaft, ob die Bemerkung ihr gegolten habe, und sie zerbrach sich vergebens den Kopf, wodurch sie die Beiden, die sie sich kaum erinnerte, jemals gesehen zu haben, gereizt haben könne. Als dann die Neuigkeit im Hause bekannt wurde, feierten die bösen Mäuler natürlich ihren Triumph; die eine Frau erzählte sie der anderen, und keine zeigte sich überrascht oder dachte gar daran, daß die Unglückliche nicht Verachtung, sondern Mitleid verdiene. „Das haben wir ja gleich gesagt," war der einzige Refrain, mit dem in allen möglichen Variationen, aber im Tone unsäglicher Genugthuung die Geschichte beantwortet wurde.

Lange blieb auch Frau Berger nicht im Unklaren darüber, daß man ihr Geheimniß erkundet hatte, daß sie den Fluch der Unredlichkeit ihres Gatten nicht von sich schütteln konnte, und die Art, wie sie das erfuhr, war die geeignetste, ihr so wehe als möglich zu thun und die Verbitterung zu steigern, die nach Allem, was sie zu tragen gehabt, sich ihrer bemächtigt hatte. Ueber ihr wohnte eine Frau, eine Wittwe mit einem Töchterchen in dem Alter ihres eigenen Kindes. Die klingelte eines Tages an Frau Bergers Thür und ohne viel Worte zu machen, schob sie ihre Kleine in den Corridor mit der Bitte, die „Frau Nachbarin“ möge das Kind für eine halbe Stunde unter ihre Aufsicht nehmen, sie habe einen nothwendigen Gang zu machen und könne es doch nicht allein in der Wohnung lassen. Ehe Frau Berger noch die Bitte gewähren oder abschlagen konnte, hatte die Frau die Corridorthür schon wieder zugezogen und war verschwunden. Frau Berger war der überraschende Besuch eigentlich gar nicht unlieb gewesen, denn sie mochte ihr Lenchen nicht zu den Kindern auf die Straße schicken und gönnte ihr die Freude, sich mit einem gleichalterigen Mädchen einmal ordentlich austoben zu können. Zudem sah der kleine Gast leidlich sauber, wenn auch dürftig genug aus und schien gut geartet zu sein; aber statt der halben Stunde verging der Nachmittag und der Abend, und Lenchen hätte eigentlich längst im Bette sein müssen,

als die Frau wieder erschien und ohne viel Dankesworte und Entschuldigungen ihr Kind an sich nahm. Am nächsten Tage wiederholte sich dieselbe Geschichte, nur daß der Besuch diesmal damit motivirt wurde, die Kinder hätten so schnell Freundschaft miteinander geschlossen, und am dritten Tage gab sich die Frau schon den Anschein, als habe sie Frau Berger damit einen Gefallen gethan, daß sie ihr Kind wenigstens während der Nacht bei sich behalten hatte. Damit glaubte Frau Berger ihre Gutmüthigkeit denn doch allzusehr ausgenutzt; auch hatten sich an dem fremden Kinde bei näherem Bekanntwerden allerhand Ungezogenheiten gezeigt, die sie nicht wünschen konnte, auf Lenchen übertragen zu sehen. Sie entschuldigte sich also mit der Nothlüge, daß Lenchen nicht wohl sei, und daß sie daher für heute für den Besuch danken müsse. „Also auf morgen," meinte die Frau, als ob das selbstverständlich sei, und in einem Tone, als betrachte sie Lenchens Krankheit als etwas gänzlich Ueberflüssiges und Unberechtigtes. Zum Unglücke begann Lenchen nach kaum einer halben Stunde sehr vergnügt zu singen und strafte mit den durch die Decke dringenden Tönen ihre Mutter Lügen. Frau Berger mochte die Kleine nicht in ihrer Lustigkeit stören, trotzdem sie wußte, daß die Töne ein Treppe höher gehört werden mußten. Sie meinte zudem, die fremde Frau werde daraus den Schluß ziehen, daß sie lästig geworden

sei, und auf das Wiederkommen verzichten. Als Mutter und Kind trotzdem am nächsten Tage wieder vor ihrer Thür standen und die erstere sehr spitz meinte, Lenchens Krankheit werde ja nun wohl vorüber sein, glaubte Frau Berger der Sache energisch ein Ende machen zu müssen und erklärte offen, daß die ganze Krankheit nur ein Vorwand gewesen sei. Sie habe mit dem einen Kinde so viel zu thun, daß es ihr unmöglich sei, auch noch ein zweites zu beaufsichtigen; zudem schienen ihr beide Kinder in ihrem Temperament wenig zu einander zu passen. Damit wollte Frau Berger die Thür schließen, aber die Frau stand eisenfest auf der Schwelle, und schon an der Veränderung, die in ihren Zügen vorging, war zu merken, daß sich ein Ungewitter entladen würde.

„Also mein Kind ist Ihnen nicht gut genug, mit Ihrer Krabbe zu spielen?“ rief die Frau empört. „Und Sie haben keine Zeit, zwei Kinder zu beaufsichtigen, was? Was thut denn die Gnädige den ganzen Tag! Auf dem Sopha sitzen und in Büchern lesen, und die Kinder können sich das Genick brechen, sie kümmert sich nicht darum! Sie sollten doch froh sein, wenn ehrliche Eltern ihre Kinder noch zu Ihnen bringen! Was sind Sie denn, was, daß Sie die Nase so hoch tragen? Im Zuchthause sitzt der Mann, und die Möbel, die Sie drin stehen haben, sind gestohlen! Eine Schande ist es, daß so Etwas in einem

anständigen Hause noch ein Unterkommen findet, wissen Sie das!? Komm, Trudchen, mein Engel, für die Zuchthäusler bist Du mir denn doch noch zu gut!"

Damit nahm die Frau ihr Kind auf den Arm und stieg schimpfend die Treppe hinauf, wo sich alle Corridorthüren geöffnet hatten, und die Insassen der Wohnungen sich mit vergnügten Gesichtern hinausdrängten, die rohe Person dafür zu beglückwünschen, daß sie es der Stolzen, der Diebin, deren Mann im Gefängnisse saß, die eigentlich froh sein mußte, wenn eine ehrliche Frau sie eines Wortes würdigte, so gut gegeben hatte. Frau Berger war zu Muthe, als ob sie einen Schlag in das Gesicht empfangen habe. Sie hatte kaum noch die Kraft, die Thüre zu schließen, dann wankte sie in ihre Zimmer und sank völlig gebrochen auf einen Stuhl. Noch lange hörte sie die gemeine Stimme der Frau, das rohe Gelächter der übrigen Hausbewohner in ihrem Ohre nachklingen, und immer von Neuem brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Dann glaubte sie, nicht eine Minute länger in diesem Hause aushalten zu können; sie hüllte ihr Kind in ein Tuch und machte sich bereit zu fliehen. Aber wohin sollte sie ihre Schritte lenken? In der ganzen großen Stadt kannte sie nicht einen einzigen Menschen, von dem sie auch nur einen tröstenden Zuspruch erwarten durfte, und es war gar nicht daran zu denken, daß der Hauswirth sie aus ihrem Contracte

entlassen würde. Sie mußte bleiben und stillehalten, wenn das, was über sie verhängt war, auch ihre Kräfte überstieg. Kaum durfte sie es noch wagen, ihre Küche zu betreten, deren Fenster nach dem engen Hofe hinausging, so daß man sie darin aus allen Etagen beobachten konnte. Sobald sie am Herde stand und das Einfachste für sich und ihr Kind bereitete, öffnete sich ein Dutzend Hinterfenster, und ebensoviel verwahrlost aussehende Weiber riefen sich lachend Dinge zu, die Frau Berger das Blut in das Gesicht trieben. Als sie es endlich über sich gewann, den Schutz des Hausherrn anzurufen, erklärte dieser achselzuckend, er mische sich niemals in die Streitigkeiten seiner Miether, auch könne es doch gar so arg nicht gewesen sein, sonst wäre er wohl schon darauf aufmerksam geworden, und wenn Frau Berger es nicht liebe, daß ihr fremde Leute in ihre Töpfe guckten, so könne sie ja das Küchenfenster verhängen. Das war ein Rath, den die unglückliche Frau befolgte, trotzdem kein Ueberfluß an Licht und Luft in diesem Raume war; und da sie es beinahe nur noch des Abends wagte, ihre Wohnung zu verlassen, lebte sie abgeschlossen von aller Welt wie in einem Gefängnisse.

Statt des erwarteten sicheren, sie vor übler Nachrede schützenden Asyles, das Frau Berger in der Weltstadt zu finden gehofft hatte, sah sie sich an den

Pranger gestellt, und der moralische Druck, der auf ihr lastete, wurde bald verstärkt durch die Sorge um die materielle Existenz, welche an sie herantrat. Wohl hatte sie die gewünschte Beschäftigung gefunden, aber was sie mit Nähen und Stricken verdiente, selbst wenn sie den ganzen Tag bis in die späte Abendstunde Stich an Stich reihte, reichte nicht aus, die bescheidenen täglichen Bedürfnisse zu decken. Sie sah sich genöthigt, ihre letzten Sparpfennige zu Hilfe zu nehmen, und immer näher rückte der Termin, an dem sie die nächste Monatsmiethe zu zahlen hatte. Schon seit Wochen hing die Karte über der Hausthüre, auf welcher die möblirten Zimmer in der ersten Etage rechts der Beachtung empfohlen wurden, aber noch nicht ein einziger Wohnungsuchender hatte an ihrer Thüre geklingelt. Frau Berger verlor auch alle Hoffnung, daß jemals ein solcher sich zu ihr bemühen werde. Sah sie doch fast über allen Hausthüren der ganzen Straße zwei, drei dieser Karten hängen, die monatelang allen Unbilden der Witterung ausgesetzt gewesen waren und ihren Zweck noch immer nicht erfüllt hatten. Frau Berger machte sich den Vorwurf, kopflos gehandelt zu haben, als sie glaubte, in dieser abgelegenen Vorstadtgegend auf Nachfrage nach ihren Zimmern rechnen zu dürfen. Sie hätte sich von den höheren Miethspreisen in belebteren Stadttheilen nicht abschrecken lassen dürfen, meinte sie; aber

die Thorheit, die sie in Unkenntniß der Verhältnisse begangen, ließ sich jetzt nicht wieder gut machen. Ueber das Weißzeug gebeugt, saß sie Tag um Tag, mit fieberhafter Eile die Nadel führend, ohne Freude an der Vollendung der zierlichen Arbeit, die Nerven, Lungen und Augen ruinirte und mit einem Hungerlohne bezahlt wurde. Kaum daß sie sich eine Stunde gönnte, ihr Töchterchen in die frische Luft zu führen, hinaus in das Freie, auf die weiten, schon seit Jahren brachliegenden Bauterrains, auf deren magerem Sandboden die Grashalme emporsproßten und das Wegekraut wucherte. Für ihr Kind gaben diese Plätze einen prächtigen Ort zum Spielen, sie selbst empfand nur das Trostlose der kahlen Gegend, und oft glaubte sie, in einer Wüste zu wandeln, in der man sie zu einsamem Sterben verurtheilt, trotzdem die Millionenstadt mit ihren Thürmen und Dächern in greifbarer Nähe vor ihr lag, und das Summen des riesigen Bienenkorbes deutlich vernehmbar in diese Einsamkeit tönte.

Schweren Herzens betrat Frau Berger an dem Ersten des nächsten Monats die Wohnung des Hauswirthes. Sie hatte den letzten Rest ihres Geldes wieder und wieder gezählt; er reichte nicht aus, die Miethe zu decken. Sie trug die wenigen Thaler in der geschlossenen Hand und legte sie vor dem Wirth auf den Tisch; das sei Alles, was sie habe, sagte sie

mit bebender Stimme, und er möge sich mit dem Reste gedulden, bis sie für ihre Zimmer einen Miether gefunden habe. Sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, sie fürchtete, daß er ihr roh entgegentreten würde. Aber sie mußte sich doch wohl in dem Manne geirrt haben; der schob ihr das Geld wieder zu und meinte, sie solle sich doch darum nicht sorgen. Es sei ja gleichgültig, ob sie die Miethe an jedem Monatsersten bezahle, wie nach dem Contracte vereinbart, oder vierteljährlich. Sie möge das Geld nur behalten, die geringe Summe werde sie vielleicht noch nothwendiger brauchen. Am Quartalsersten müsse er allerdings auf pünktliche Zahlung dringen, denn er habe dann selbst Hypothekenzinsen zu zahlen, und seine Gläubiger seien nicht so gutherzig und einsichtsvoll wie er selbst. Aber bis dahin sei ja noch lange Zeit, und sie solle sich nicht darum sorgen, daß bisher noch kein Miether nachgefragt habe. Der April sei allerdings für die Vorstadtgegend eine schlechte Zeit, aber sobald es wärmer würde, strömten die Chambregarnisten hier hinaus. Es könne ja auch gar keine geeignetere Sommerwohnung geben, und vielleicht habe Frau Berger sogar das Glück, an eine ganze Familie zu vermiethen, die in Schaaren während des Sommers aus dem Centrum der Stadt flüchteten.

Frau Berger glaubte bald nicht mehr an den geringen Trost, den ihr diese Worte gewährt hatten.

Wieder verging Tag um Tag, ohne daß Jemand nach ihren Zimmern fragte. Der Monat war zu Ende, die unglückliche Frau wagte gar nicht, zu dem Hauswirthe hinüberzugehen. Wozu auch? — Bezahlen konnte sie ihn ja doch nicht, und er hatte ihr ja auch Zeit gegeben bis zum Quartalsersten — noch vier Wochen, und was sollte dann aus ihr und dem Kinde werden! Der Gedanke kam ihr, sich an ihren Vater zu wenden, aber sie wußte ihn erzürnt, weil sie sich geweigert hatte, in die geforderte Trennung von ihrem Gatten zu willigen, und sie war fester als je entschlossen, an dieser Weigerung festzuhalten. Die Briefe ihres Mannes, die aus dem Gefängnisse an sie gelangten, sprachen von einer so aufrichtigen Reue, zeigten so redlich den festen Vorsatz, sein Unrecht zu sühnen, und baten sie so flehentlich, nicht von ihm zu lassen, daß es ihr eine Sünde geschienen hätte, ihm den letzten Halt zu rauben. — Frau Berger meinte, der Himmel habe diesen Entschluß segnen wollen, als es an ihrer Thür klingelte, und ein stattlich aussehender Herr die Frage an sie richtete, ob die draußen hängende Karte von ihr herrühre. Mit welcher Freude sie bejahte, welche Mühe sie sich gab, ihm die Wohnung in einem freundlichen Lichte erscheinen zu lassen, als er nun näher trat, sich die Zimmer anzusehen! Er meinte, sie seien ein wenig einfach eingerichtet, aber einige Monate werde es sich schon aushalten lassen.

Er komme von außerhalb, vom Lande, um Berlin kennen zu lernen. Da sei es ihm lieb, eine Wohnung zu finden, die Aussicht auf das freie Feld habe; in seinem Hotel sei ihm der Straßenlärm, der selbst während der Nacht nicht aufhöre, unerträglich geworden. Mit dem geforderten Preise war er einverstanden, und er versprach, gegen Abend mit seinen Koffern wiederzukommen. — Frau Berger verlebte den Nachmittag in der größten Spannung, ob er sein Wort halten werde. Es war schon dunkel, als endlich ihren Zweifeln ein Ende gemacht wurde. Sie war gerade in der Küche gewesen, als die Klingel ertönte; bei dem Oeffnen der Corridorthüre sah sie den Fremden vor sich stehen, in jeder Hand einen Koffer tragend. Sie mußte das Vorfahren der Droschke wohl überhört haben; jetzt beeilte sie sich mit dem Anerbieten, dem Herrn eines der Gepäckstücke abzunehmen, aber er wehrte ihr mit einer freundlichen Bemerkung, er könne einen solchen Dienst unmöglich annehmen. Frau Berger brachte dem Fremden Licht und fragte, ob er für den Abend noch Bedürfnisse habe, aber er verneinte, er werde seine Sachen auspacken und dann früh zur Ruhe gehen; er freue sich darauf, einmal wieder ungestört von Wagengerassel und Straßenlärm eine Nacht hindurch schlafen zu können.

Auch Frau Berger entschlief mit dem frohen Gefühle, daß jetzt den drückendsten Sorgen ein Ende

gemacht sei. Wenn das, was der Fremde ihr zu zahlen versprochen hatte, auch nicht die ganze Summe ausmachte, die sie dem Wirthe am Quartalsersten zu zahlen hatte, so blieb doch nur ein kleiner Rest, um dessen Stundung ihr nicht bange war. Auch fand sie während der ganzen Wochen nichts, das ihr einiges Mißtrauen gegen den neuen Miether eingeflößt hätte. Er hatte sich unter dem Namen „von Dornbusch" in den für die Polizei bestimmten Meldezettel eingetragen und angegeben, ein Gutsbesitzerssohn zu sein. Er machte auch ganz den Eindruck eines Landjunkers, von kräftiger Statur, gesunder Gesichtsfarbe und einem Auftreten, das zwischen burschikoser Natürlichkeit und chevalereskem Wesen die Mitte hielt. Anfangs hatte sich Frau Berger darüber gewundert, ihn stets in demselben, nicht einmal mehr ganz tadellosen Anzuge zu sehen; aber dann schien ihr das nur ein Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben, denn Landleute pflegen auf ihr Aeußeres meist weniger zu geben als Stadtbewohner. Wozu hätte er auch wohl Kleiderschrank und Kommode stets in verschlossenem Zustande gehalten, wenn beide nicht ausreichend mit Garderobe und Wäsche versehen gewesen wären? Er konnte ja nicht wissen, daß er bei Frau Berger für sein Eigenthum nichts zu fürchten hatte.

Frau Berger dachte nicht daran, Herrn von Dornbusch um Vorausbezahlung zu bitten; sie fürchtete,

den Miether, den sie endlich gefunden, und der für einige Monate zu bleiben versprochen hatte, zu beleidigen und zu verscheuchen. Auch als Herr von Dornbusch eines Tages mit der Bitte an sie herantrat, sie möge für seinen Mittags- und Abendtisch sorgen, wurde sie keineswegs mißtrauisch. Er erklärte, das Speisen im Restaurant nicht gewohnt zu sein und die kräftige Hausmannskost, wie sie auf dem väterlichen Gute üblich gewesen sei, zu vermissen, und diese Erklärung klang glaubhaft genug. Angenehm freilich war es Frau Berger nicht, für einen Dritten kochen zu müssen; die Bereitung der Speisen für sich und ihr Kind hatte immer nur wenige Minuten in Anspruch genommen, die Sorge für den Fremden erforderte mehr Zeit, als ihr im Interesse des kleinen Verdienstes, den sie sich mit Handarbeiten machte, lieb war. Auch die Ausgaben wurden größer dadurch, aber wenn sie Herrn von Dornbusch daraufhin um eine Theilzahlung gebeten hätte, würde dieser daraus wahrscheinlich auf ihre gänzliche Mittellosigkeit geschlossen haben, und die an bessere Verhältnisse gewöhnte Frau schämte sich, ihre Armuth einzugestehen. Sie war gezwungen, was sie noch an kleinen Werthsachen besaß, allmählich auf das Leihamt zu tragen, aber sie tröstete sich damit, daß sie am Ersten dem Wirthe gegenüber nun nicht in Verlegenheit sein werde, denn Herr von Dornbusch hatte aus freien Stücken eine so anständige Bezahlung

für die Verpflegung ausgesetzt, daß Frau Berger diese Summe zu hoch gefunden und geglaubt hatte, dagegen protestiren zu müssen. Der noble Miether hatte aber gemeint, sie müsse doch für ihre Mühe auch bezahlt werden, und wenn er im Restaurant speise, komme ihn die Sache noch theurer zu stehen.

Am Morgen des ersten Juli erwachte Frau Berger mit dem frohen Bewußtsein, daß dieser gefürchtete Tag nun keine Schrecken mehr für sie habe. Sauber und übersichtlich hatte sie ihre Rechnung zu Papier gebracht, die Wohnungsmiethe, die Verpflegung und sonstige Ausgaben, die Herr von Dornbusch sie hier nnd da gebeten hatte, für ihn auszulegen, wenn sie kleine Besorgungen für ihn übernommen hatte. Die Summe reichte hin, den Hauswirth zu befriedigen, und es blieb ihr noch ein geringer Rest, die Bedürfnisse der nächsten Tage davon zu bestreiten. Außerdem hatte sie von dem Weißwaarengeschäfte, für welches sie nähte, noch eine Kleinigkeit zu fordern — Frau Berger fühlte sich so reich und Herrn von Dornbusch, den ihr ein gütiges Geschick gerade zur rechten Zeit gesandt hatte, so sehr zu Dank verpflichtet. Er pflegte sonst kein Langschläfer zu sein, aber heute ließ er lange auf sich warten. Frau Berger richtete das Kaffeeservice her und legte die Rechnung darauf — sie war ein wenig ungeduldig, denn gerne wäre sie eine von den Ersten im Hause gewesen, die dem Haus-

wirthe das Geld auf den Tisch zählten. Es wurde elf Uhr, noch immer hatte sie nicht einmal ein Geräusch aus den beiden Zimmern gehört, die ihr „möblirter Herr" bewohnte. Ihr wurde unheimlich zu Muthe, als sie lauschend das Ohr an die Thüre legte und nichts sich regte — es durchschauerte sie merkwürdig, als ob ein Toter dadrinnen ruhe. Endlich konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bemeistern, sie klopfte leise an die Thüre. Aber wie sie auch ihr Ohr anstrengte, sie vernahm kein „Herein." Sie klopfte stärker, so stark, daß er hätte aufwachen müssen, wenn er noch im Schlafe lag, aber nichts regte sich. Da klinkte sie entschlossen die Thüre auf und trat in das Wohnzimmer; sie konnte von dort in das Schlafzimmer sehen, und sie sah es auf den ersten Blick — das Bett war unberührt. Das war ihr fast eine Beruhigung; gewiß hatte er in einer entfernten Stadtgegend zu thun gehabt, er hatte Freunde gefunden, es war spät geworden und er hatte es vorgezogen statt des weiten Heimweges eine Nacht im Hotel zuzubringen — die Erklärung war ja so natürlich. Aber es zog sie doch tiefer in das Zimmer, ihre Unruhe verstärkte sich wieder, und plötzlich drang ihr alles Blut zum Herzen, und ihre Lippen öffneten sich, als müsse sie sich durch einen Schrei Luft machen. Der so lange sorgfältig geschlossene Kleiderschrank stand weit offen und zeigte eine gähnende Leere, und

die beiden Koffer, die in dem Schlafzimmer paradirt hatten, waren verschwunden. Jetzt wußte Frau Berger, woran sie war. Ein Schwindler hatte sie an der Nase herumgeführt, hatte es sich vier Wochen hindurch auf ihre Kosten wohl sein lassen, und jetzt lachte er sich ins Fäustchen, daß ihm der Coup so gut gelungen war. Vielleicht hatte er sich nicht einmal damit begnügt, die arme Frau zu betrügen, vielleicht hatte er auch noch mitgehen heißen, was sich transportiren ließ; in seinen Koffern hatte er gewiß Platz genug gehabt. Frau Berger war nicht im Stande, sich davon zu überzeugen. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen; dort saß sie stumm und starrte vor sich auf den Boden. Sie vermochte nicht einmal zu weinen; nur von Zeit zu Zeit schluchzte sie auf, und dann schüttelte sie den Kopf, als könne sie sich nicht darein finden, so plötzlich alle ihre Hoffnungen vernichtet zu sehen.

Als Frau Berger den Ton der energisch in Bewegung gesetzten Klingel hörte, ahnte sie, welcher Besuch ihr bevorstand. Langsam stand sie auf und öffnete; die Ruhe der Verzweiflung war über sie gekommen.

„Ihr Miether, Herr von Dornbusch, ist gestern Abend noch abgereist?“ fragte der Hauswirth mit echauffirtem Gesichte. „Frau Meyer sagte mir eben, als sie die Miethe brachte, daß sie ihm noch spät

auf der Straße mit seinen beiden Koffern begegnet ist. Er ist wohl ganz plötzlich nach Hause gerufen worden?"

Man merkte ihm an, daß er selbst nicht an eine Bejahung seiner Frage glaubte. Frau Berger schüttelte nur stumm und hilflos den Kopf.

„Also durchgegangen!" fuhr der Hauswirth mit schneller Erkenntniß der Situation fort. „Ein netter Schwindler, der Kerl! Unten den Wirth in der Destillation hat er auch angeborgt, gestern noch! Er hatte gerade kein Geld bei sich — man kennt das schon. Und an Vorausbezahlung haben Sie natürlich nicht gedacht, Frau Berger?"

Die arme Frau schluchzte, dann nahm sie sich zusammen und bekannte, sie könne jetzt die Miethe nicht zahlen. Aber der Hauswirth war nicht mehr der Ansicht, daß das ja nichts auf sich habe.

„Da sieht man den Dank, den man für seine Gutherzigkeit hat," sagte er grob. „Warum müssen Sie Beletage wohnen, wenn Sie kein Geld haben. Nehmen Sie doch ein Zimmer im Hofe vier Treppen, das ist ja gut genug für Ihresgleichen. Ich habe es Ihnen vorher gesagt, Sie müßten am Quartalsersten pünktlich sein; Sie hätten vorher dafür sorgen sollen — das Weinen kann nun nichts nützen. Noch heute reiche ich die Exmissionsklage ein; und hüten Sie sich, Frau

Berger, daß Sie nicht ein Stück mehr fortschaffen aus Ihrer Wohnung. Das bleibt hier, verstanden? Bei der Auktion wird für den Plunder doch nicht viel mehr als die Miethe herauskommen. Und nun sehen Sie sich bei Zeiten um, daß Sie mit Ihrem Kinde ein Unterkommen finden."

Wenn der Wirth sich darauf gefreut hatte, die Möbel bei der Auktion unter dem Preise an sich bringen und auf diese Weise nebenher noch ein gutes Geschäft machen zu können, so hatte er sich diesmal getäuscht. Als Frau Berger sah, daß er Ernst machen, daß er sich nicht scheuen würde, sie und ihr Kind dem Elende preiszugeben, da überwand sie ihren Stolz und schrieb an ihren Vater. Sie willigte nicht in die Scheidung von ihrem Gatten, aber sie schilderte das Elend und die Kränkungen, die sie erduldet, und den Schiffbruch, den sie erlitten hatte, als sie geglaubt, auf dem gefährlichen Boden der Weltstadt auf eigenen Füßen stehen zu können, und diesem herzbewegenden Briefe legte sie diejenigen bei, die ihr Gatte aus dem Gefängnisse an sie geschrieben hatte. Nach der Lecture der Letzteren möge ihr Vater selbst entscheiden, ob er seine Hilfe noch von einer Scheidung abhängig machen wolle. Als der alte Herr darauf selbst eintraf, um seine Tochter und sein Enkelkind in sein Haus zu holen, und dem Wirthe die Miethe in klingenden Goldstücken auf den Tisch zählte, entschul-

digte sich dieser mit süßsaurer Miene, vom Reden bis zum Handeln sei ja noch ein weiter Schritt, und er habe gewiß nicht daran gedacht, Ernst zu machen. Zu derselben Zeit quittirte Frau Berger den Empfang der Exmissionsklage, die ein Postbote ihr eben überbracht hatte.

August der Starke.

Die ehrsame Wittfrau Karoline Plock beschleunigte ein wenig ihre festen und gleichmäßigen Schritte, als sie auf ihrem einsamen, über freies Feld führenden Wege von dem Potsdamer nach dem Kreuzberg-Viertel auf der über die Bahnschienen führenden Kolonnenbrücke angelangt war und von der hinter ihr liegenden Kaserne des Eisenbahnregiments zehn hell klingende Schläge der Kasernenuhr die Zeit verkündeten. Sie fürchtete sich nicht, obgleich manchem Manne der Weg in solcher winterlicher Abendstunde unheimlich erschienen wäre; sie freute sich vielmehr der Hunderttausende von Lichtern, die aus der zu ihren Füßen ruhenden Weltstadt aufblitzten und einen rothen Dunstschleier über das Häusermeer warfen, aus dem ein gedämpftes Rauschen wie fernes Rollen der See zu ihr herauftönte. Frau Karoline Plock wußte sehr gut, daß das Gesindel, welches im Sommer unter freiem Himmel nächtigt, sich im December längst in wärmere Schlupfwinkel zurückgezogen hat, und sie war eine kräftige und resolute Frau, die sich nicht fürchtete, mit einem ihr vielleicht zufällig begegnenden harmlosen Betrunkenen fertig zu

werden. War sie doch Zeit ihres Lebens auf sich allein angewiesen gewesen, und selbst in ihrer kurzen Ehe hatte sie an ihrem Manne keine Stütze gehabt. Denn kaum daß sie den Schuster Plock geheirathet und sich gefreut hatte, zum ersten Mal in eigener Wirthschaft zu schalten und zu walten, hatte ihren Mann der Gelenkrheumatismus auf das Krankenlager geworfen, und sie hatte einen Siechen pflegen und ihre sauer verdienten Spargroschen zusetzen müssen. Tausend Andere hätten nicht ein noch aus gewußt, als der Mann auf den Kirchhof hinausgetragen wurde. Aber Frau Plock verlor den Kopf nicht. Sie stellte sich an das Waschfaß und wusch, und die schneeige Weiße ihrer Wäsche und der Glanz ihrer Plättarbeit verschafften ihr einen Ruf, daß sie in kurzer Zeit die Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte und ein halbes Dutzend Frauen und Mädchen zu ihrer Hilfe annehmen mußte. Aus dem Schusterkeller in der Solmsstraße, in dem sie mit ihrem Manne gehaust hatte, war ein Waschkeller geworden, und statt der Schusterfirma prangte ein Schild daran mit der Inschrift: „Plocks sel. Wittwe, Neuwäsche und Glanzplätte.“ Frau Plock aber hatte nicht zu klagen, nachdem sie den Schmerz um den Seligen überwunden hatte. Nicht aus ängstlichem Herzen faßte sie den mit schmutziger Wäsche hochgefüllten Korb fester, den sie auf der Schulter trug, und beschleunigte ihren Schritt,

als sie zehn Uhr schlagen hörte, sondern weil es an einem Sonnabend war und sie ihren Arbeiterinnen versprochen hatte, um diese Zeit vom Wäscheaustragen zurück zu sein und den Wochenlohn zu zahlen. Frau Plock wußte, wie es die Frauen nach Hause verlangte, die in den Weihnachtswochen ihrer gewöhnlichen Arbeitszeit noch einige Stunden hatten zulegen müssen. Frau Plock wurde auch nicht ängstlich, als sie am „Thürmchen“ vorüberkam, einem zur Sommerszeit von den unteren Schichten der Berliner Bevölkerung vielbesuchten Gartenlocale mit Kegelbahnen, Freiconcert und Weißbier, das seinen Namen von einem thurmartigen Dachaufsatze führt, und als gleichzeitig fünf Männer lärmend und gestikulirend aus dem dunklen Garten traten. Sie ging ruhig ihres Weges, obgleich sie allerhand Bemerkungen hinter sich hörte, die ihr galten, und aus denen sie entnehmen konnte, daß die Männer in jener Alkoholstimmung waren, in welcher mancher Berliner einen guten Witz und eine Rohheit für dasselbe zu halten geneigt ist. Sie hatte nur noch wenige Schritte zurückzulegen, um die ersten Häuser und regulirte Straßen mit regelmäßiger Beleuchtung zu erreichen, wo sie annehmen durfte, daß die Schreier von selbst still werden würden. Aber sie fand die Straßen menschenleer, und die Trunkenen folgten ihr immer schneller.

„Den Korb hält se uf de rechte Seite, un mit

de linke drückt se sich an't Jemäuer," sagte der Eine, der ihr auf den Fersen folgte. „Natirlich, et wird nischt dran sind an det Jesichte."

„Du solltest ihr doch mal revidiren, Nante," meinte ein Anderer. „So scheint det ja'n janz manierliches Mächen zu sind."

Frau Plock merkte, daß es ohne Handgreiflichkeiten wahrscheinlich nicht abgehen werde, und sie nahm den Korb auf die linke Achsel. Nicht etwa, weil sie meinte, daß sie sich ihres gesunden und immer noch hübschen Gesichtes nicht zu schämen brauche, sondern weil sie die Rechte frei haben wollte, im Falle sie einer derben Gegenwehr bedürftig wäre.

Der Mensch aber, der ihr ein wenig schwankend zunächst folgte, verstand die Bewegung unrichtig und sah nichts anderes darin, als eine Aufforderung, kühner zu werden. Er legte seinen linken Arm um Frau Plocks rundliche Taille, und als diese ihn unwillig abschüttelte und ihn mit den Worten: „Lassen Sie eine anständige Frau in Ruhe, Sie Stiesel," abzuschrecken suchte, packte er sie mit der Rechten in derber Zärtlichkeit unter das Kinn und zwang sie, ihm ihr Gesicht zuzuwenden.

„Nich jleich fuchtig werden, Sie olle Kratzbürschte," sagte der Mensch, während sein heißer, schnapsduftender Athem Frau Plock in das Gesicht wehte und ihr Unbehagen erregte, „ohne ein Küßken jeht det

hier nu nich weiter.“ Frau Plock erwiderte nichts darauf; aber als der Kußbedürftige dem Ziele seiner Wünsche schon ganz nahe zu sein glaubte, taumelte er von einem kräftigen Schlage zurück, den ihm Frau Plocks wohlgezielte Rechte in das Gesicht applicirt hatte. Die vier Begleiter des frechen Menschen lachten zuerst, während Frau Plock in den Thorbogen des nächsten Hauses flüchtete und sich an dem Schlüsselloche zu schaffen machte, um die Leute, wenn sie ihr etwa folgen sollten, dadurch abzuschrecken, daß sie in ihnen den Glauben erweckte, sie wohne hier im Hause. Dann aber schlug die Stimmung der Betrunkenen um, und sie fanden es empörend, daß eine Frau sich energisch ihrer Haut gewehrt hatte. — „Det wäre ja noch scheener, wenn so eine anständige Leute bei sternklarer Nacht maulschelliren dürfte,“ meinte Einer, und unter Schimpfen und Fluchen begab sich die Bande an die Verfolgung. Bald hatten sie auch die eng in den Thorbogen gedrückte Frau entdeckt, der die Sache doch ängstlich zu werden begann und die daher mit gellender Stimme nach dem Wächter rief, der natürlich, wie meist bei solchen Gelegenheiten, sich gerade am entgegengesetzten Ende seines Reviers befand. Ohne einige derbe Püffe wäre Frau Plock an diesem Abende wahrscheinlich nicht nach Hause gekommen, wenn ihr nicht unerwartet ein Retter erstanden wäre. Der wiederholte Hilferuf und das Geschrei der Be-

trunkenen veranlaßte einen Menschen, der auf dem jenseitigen Trottoir seines Weges ging, still zu stehen. Er hatte eigentlich gar nicht die Absicht, sich in die Sache hineinzumischen, aber als echter Berliner glaubte er zu all dem Geschrei seinen Senf auch hinzugeben zu müssen. So rief er denn mit einer Stentorstimme, welche die Betrunkenen sofort aufhorchen machte, von der gegenüberliegenden Straßenseite herüber: „Immer stille, Radaubrieder! Seit wann haben denn die Dalldorfer*) Sonnabend Abend ihre Freistunde?"

Die Herausforderung blieb natürlich nicht ohne Antwort, die Kampfreden schallten wie bei den homerischen Helden hinüber und herüber, und als Dem von drüben die Sache zu toll wurde, kam er mit einigen langen Schritten über den Fahrdamm, packte zwei von der Bande und stieß sie mit den Köpfen gegeneinander, daß ihnen Hören und Sehen verging, machte mit zwei Faustschlägen auf die Nase zwei Andere kampfunfähig und ergriff den Fünften an der Brust und hantelte mit ihm, daß alle Nähte seiner Arbeitsjacke krachten.

„So, Jungeken, Dir lasse ick in' steifen Arm verhungern," keuchte er dazu. Als er sich genug gethan zu haben glaubte, ließ er das Spielzeug mit einem kräftigen Stoß über die Bordschwelle des Trottoirs auf das Straßenpflaster taumeln und sah sich nach

*) Insassen des städtischen Irrenhauses in Dalldorf.

den Vieren um, die er zuerst abgefertigt. Die aber mochten von den ersten Püffen genug haben oder das Herannahen des Wächters befürchten — es war nichts mehr von ihnen zu erblicken.

„Die Brieder sind verduftet," sagte er ohne sonderliche Aufregung zu Frau Plock, die mit steigender Bewunderung für ihren Retter dem ungleichen Kampfe zugeschaut hatte; „von die Sorte wird man mit'n janzes Dutzend fertig. Jetzt können se ihre Knochen in't Schnuptuch nach Hause tragen. Wat wollten se denn eijentlich von Sie, junge Frau?"

Frau Plock dankte mit wenigen Worten, wurde aber redseliger bei der Erzählung ihres Erlebnisses, die ihr Retter mehrfach mit den Worten unterbrach: „Nee, aber so was!" und hatte schließlich nichts dagegen, als derselbe sich anheischig machte, ihren Korb zu tragen und sie bis an die Thüre ihrer Wohnung zu begleiten. „Denn die Brieder is nich zu trauen," meinte er, „die könnten am Ende retourkommen."

Die Unterhaltung zwischen den Beiden stockte nicht, als Frau Plock die Erzählung ihres Abenteuers beendet hatte. Der Mann erfuhr von ihr, daß sie allein stehe in der Welt, seit sie ihren Seligen begraben, daß sie aber nicht daran denke, den Wittwenstand aufzugeben, in dem sie über nichts zu klagen habe, und daß ihr Geschäft „Jott sei Dank" die Frau

ernähre, so daß sie sich um keinen Menschen in der Welt zu kümmern brauche. Und ihr Begleiter erzählte ihr mit derselben Offenherzigkeit, daß er August Wiese heiße, schon seit drei Jahren in der Tivoli-Brauerei sein sicheres Brot als Braugehilfe habe, und daß er des Junggesellenstandes von Herzen überdrüssig sei. Frau Plock redete ihm darauf beinahe mütterlichen Tones zu, er solle sich mit dem Heirathen nur nicht übereilen und die Augen offen halten, „denn eine Frau könne mehr verthun, als zehn Männer im Stande seien, zu verdienen." Als sie vor der Thür zu Frau Plocks Waschkeller anlangten, waren sie gute Freunde geworden, die beide darauf rechneten, sich nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Da Frau Plock durch die Kellerfenster ihre Frauen wartend sitzen sah, war es ihr nicht unlieb, daß August Wiese keine Miene machte, sie hinunter zu begleiten.

„Sie sollten mir mal nach Feierabend besuchen, Herr Wiese," sagte sie, als er den Korb von seinen Schultern nahm, „mit 'ne Weiße und 'ne Butterstulle kann ick Ihnen immer ufwarten, und Jesellschaft treffen Sie ooch — da ist die Anna, mein Plättmädchen, die könnte Ihnen am Ende nich schlecht jefallen."

Der Hinweis auf eine Andere that Frau Plock schon leid, als sie ihn eben erst ausgesprochen hatte, und es beruhigte sie nicht wenig, daß August Wiese verschmitzt lächelnd den dunkeln Schnurrbart strich

und ihr dabei aus seinen schwarzen Augen einen zärtlichen Blick zuwarf.

„Det soll nich unjesagt sind, Frau Plock, besuchen dhue ick Ihnen, da können Sie Jift druf nehmen," sagte August Wiese und drückte der Frau zur Bekräftigung die Hand, „aber mit die Anna is es nich so eilig. Det Heirathen muß ieberlegt sind, meinen Sie nich, Frau Plock?"

August Wiese schloß mit einem kurzen, vergnügten Lachen und schritt die Straße hinunter, nicht ohne den Kopf noch einmal zurückzuwenden. Aber Frau Plock war schon in ihrem Keller verschwunden und eben daran, die ihr mit mürrischen Gesichtern gegenüberstehenden Frauen durch die ausführliche und in grellen Farben gehaltene Erzählung ihres Abenteuers über den Grund ihrer Verspätung aufzuklären. Sie erreichte damit auch vollkommen ihren Zweck. Die Frauen, die erst ungeduldig gewesen waren, nach Hause zu kommen, brannten jetzt vor Neugierde, die Geschichte zu hören, und der Erzählung folgte erst noch ein Raisonnement über Berliner Sicherheitszustände, wobei den Schutzleuten nicht das Beste nachgeredet wurde. Am aufmerksamsten aber folgte der Erzählung Fräulein Anna, das von Frau Plock vorher erwähnte Plättmädchen, eine hoch aufgeschossene Dame, Ende der Zwanziger, mit „Pony-Franjen" und einem rosaseidenen „Amibändchen," mit steter Männerfeindschaft

auf den beredten Lippen, und romantischen Neigungen und liebebedürftigem Herzen in der verschwiegenen Brust. Als Frau Plock schilderte, wie August Wiese die Strolche auseinandergesprengt hatte, „immer zu zwei und zwei mit die Köppe jejeneinander" — in der Erzählung waren aus den fünfen ein ganzes Dutzend geworden —, da flammten Fräulein Annas für gewöhnlich ziemlich ausdruckslose Augen in einem leidenschaftlichen Feuer, und ihre bleichen Wangen färbten sich mit einer hektischen Röthe. „Jerade wie Aujust der Starke," sagte Fräulein Anna und holte zur Bekräftigung einen Band eines Colportageromans aus ihrer Rocktasche, der die Abenteuer des Polenkönigs behandelte und auf dessen colorirtem Titelbilde man den Helden sehen konnte, wie er einen Ochsen mit bloßer Faust zu Boden schlug.

August Wiese hielt sein Wort. Sauber gewaschen, in einem nagelneuen englisch-ledernen Arbeitsanzuge, den dunklen Krauskopf etwas mehr geölt als nothwendig und die Spitzen des Schnurrbarts aufgewichst, trat er eines Abends in die Thür des Waschkellers. Fräulein Anna, welche der Thür zunächst an ihrem Plättbrett hantirte, hatte, wie sie selbst einer intimen Freundin gestand, bei dem ersten Anblicke des stattlichen Mannes das Gefühl, „als ob ihr Herz mit Puppern ufjehört hätte." Trotzdem behielt sie Geistesgegenwart genug, ihm einen Silberblick zuzuwerfen

und Frau Plock, die hinten in der Küche das Feuer unter dem riesigen Waschkessel schürte, nicht sofort zu benachrichtigen. Sie war keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß der Eintretende August Wiese sei, und wenn dem zu glauben ist, was die fünf anderen Frauen beobachtet haben wollten, benutzte sie die fünf Minuten, welche vergingen, ehe Frau Plock in den Vorderkeller zurückkehrte, dazu, um „ihren Aujust den Starken unverschämt die Cour zu schneiden." Aehnlich beurtheilte auch Frau Plock die Situation, und da sie keineswegs ernsthaft ihr Plättmädchen für die Frau hielt, welche einen August Wiese glücklich machen könne, glaubte sie klug zu handeln, wenn sie sich nicht selbst entfernte, sondern Fräulein Anna ersuchte, „von die Ecke nebenan" zwei Weiße und ein halbes Pfund „jemischten Aufschnitt" zu holen. Fräulein Anna konnte sich dem Auftrage nicht entziehen, wenn sie auch die Absicht durchschaute; aber im Fortgehen sah sie sich nach August Wiese noch um, wie die geknechtete Königstochter nach ihrem Märchenprinzen. „Nanu, wat hat denn die!" meinte eine der Frauen, die mit nackten rothen Armen in dem Seifenwasser herumarbeitete, und eine andere glaubte das Augenspiel richtig zu übersetzen, indem sie mit einer bezeichnenden Geste auf August Wiese sagte: „Vor Dir durch die Wicken!"

August Wiese spielte diesen Aufmerksamkeiten

gegenüber mit der Routine eines Weltmannes den Unbefangenen. Für ihn konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, wem sein Herz sich zuzuwenden habe, der drallen, rundlichen Frau Plock mit ihrem solide arbeitenden Waschkeller oder dem romantisch angelegten Fräulein Anna, die das Plätten zwar aus dem Grunde, aber auch als einzige Wissenschaft verstand, und die so viel auf Putz und Tand gab, daß sie sogar bei ihrer Arbeit am Plättbrett die Tournüre für ein unentbehrliches Kleidungsstück hielt. August Wiese müßte kein junger Mann gewesen sein, wenn ihm Fräulein Annas Lächeln nicht geschmeichelt hätte, als sie vom „Einholen" zurückkehrte und mit wirthschaftlicher Emsigkeit sich Frau Plock behilflich zeigte, dem Gaste Alles mundgerecht zu machen. Aber er ermuthigte sie durch kein Gegenlächeln, und Frau Plock hatte ihre Freude an ihm, wie er ernsthaft und ohne viel Worte große Bissen zum Munde führte und dazwischen in kräftigen Zügen von der schaumigen Weißen trank — gerade wie ihr Seliger in seinen guten Tagen.

Nach diesem Abende wurde August Wiese ein häufiger, endlich ein täglischer Gast bei Frau Plock. Die junge Wittwe machte ihm ein immer freundlicheres Gesicht — ihre früher so gelobte Selbständigkeit erschien ihr schon längst nicht mehr in rosigem Lichte, und sie klagte nicht selten über die Ungebühren, denen eine alleinstehende Frau ausgesetzt sei —, und Fräu-

lein Anna schaffte sich Halsbänder an von allen Farben, die sie dem Gaste zu Ehren täglich wechselte, so daß die Waschfrauen hinter ihr zischelten und Frau Block aus dem stillen Aerger nicht herauskam. Und als Fräulein Anna eines Tages sogar mit einer Schleife im Haar zur Arbeit kam, machte Frau Block kurzen Proceß. Sie könne keine Dame im Waschkeller brauchen, sagte sie ihr, und vor allen Dingen keine, die den Männern nachliefe, und Fräulein Anna möge machen, daß sie hinauskomme, „aber 'n bißken schleunigst.“

Frau Block wußte, welcher üblen Nachrede sie sich von der bösen Zunge ihrer Feindin zu versehen habe, und ebenso, daß Fräulein Anna jetzt erst recht alles aufwenden würde, August Wiese in ihre Netze zu ziehen. Die resolute Frau faßte einen schnellen Entschluß, dem vorzubeugen. Als August Wiese noch am Abend desselben Tages kam, führte sie ihn zum ersten Mal in ihre „gute Stube“ und nöthigte ihn mit einer gewissen Feierlichkeit auf das altväterische Sopha mit grünem Ripsüberzuge. Dort setzte sie ihm auseinander, aus welchen Gründen sie Fräulein Anna habe die Thür weisen müssen, ging dann zur Schilderung ihrer geordneten Verhältnisse über, klagte ein Weniges über ihr Alleinstehen in der Welt und fragte schließlich gerade heraus, ob es nicht auch August Wiese als das Beste erscheine, wenn sie Beide ein Paar würden und

Glück und Unglück in Zukunft gemeinschaftlich trügen. Und da August Wiese ebenso offen antwortete, daß er ja nur darum alle Tage gekommen sei, und Beide darin übereinstimmten, daß ein langer Brautstand niemals und besonders nicht für eine Wittwe zu etwas Gutem führe, beschlossen sie, baldmöglichst ihre Papiere zu beschaffen und spätestens in vier Wochen Hochzeit zu machen.

Die Beiden lebten in den ersten Wochen ihrer Ehe wie im Himmel. Wenn August Wiese Abends von seiner Arbeit kam, lächelte ihn seine Frau an und richtete ihm das Abendbrod zu, und er lächelte wieder und ließ sich's gut schmecken. Eines Tages aber wurde ihr hinterbracht, daß Fräulein Anna ihrem Manne auf dem Wege nach der Brauerei begegnet sei — jedenfalls hatte sie ihm aufgelauert —, daß sie ihn freundlich gegrüßt und er freundlich gedankt, und daß er schließlich gar das Mädchen ein Stückchen Weges begleitet hatte. Frau Karoline Wiese war erst sprachlos vor Zorn und gedachte, ihrem Manne tüchtig den Kopf zu waschen. Dann aber überkam sie die Furcht, daß er gerade durch eine Scene auf Abwege geführt werden könne, und sie meinte, es sei das Beste, ihn im Hause zu wissen, wo sie ihn kontrolliren und vor Seitensprüngen bewahren konnte. So erwähnte sie nichts von seiner Begegnung, als er von der Arbeit kam, sondern machte ihm den Vor-

schlag, er solle seine Beschäftigung in der Brauerei aufgeben, und sie wußte den Vorschlag mit guten Gründen zu unterstützen. Von den sechzig Mark, die er verdiene, ginge doch die größere Hälfte für seine Bedürfnisse während des Tages auf, und im Hause würde es für ihn genug zu thun geben, Wäsche zählen, Holz und Wasser tragen und die Kundengänge besorgen, so daß sie eine Frau entlassen könne und noch dazu einen Mann im Hause habe, der ihr in ihrer oft schwierigen Position mit seinem gewichtigen Ansehen zur Seite stehe. August Wiese sträubte sich anfangs; eine solche Beschäftigung stehe einem gelernten Brauer nicht an, und die Leute würden sagen, er lasse sich von seiner Frau ernähren. Aber schließlich gab er den Bitten und Gründen seiner Frau auch um des bequemeren und angenehmeren Lebens willen nach, und damit hatte Frau Wiese selbst ihr Unglück heraufbeschworen.

August Wiese machte sich ja nützlich im Hause, wo er konnte, aber für den kräftigen Menschen reichte die Arbeit nicht aus. Und wenn er manchmal stundenlang in der feuchtwarmen Luft des Waschkellers unthätig gesessen und dem Klatsch zugehört hatte, mit dem die Frauen sich bei ihrer Arbeit die Zeit verkürzten, dann überkam es ihn oft wie eine Sehnsucht, mit den vollen Bierfässern zu spielen, und der Fleischtopf seiner Frau erschien ihm reizlos, wenn er an die

ewig sprudelnde Bierquelle in der Brauerei zurückdachte. Die Folge davon war, daß August Wiese immer mehr Zeit dazu gebrauchte, die Kundengänge zu besorgen, und daß er in den Ausreden seiner Frau gegenüber, was ihn so lange aufgehalten habe, immer waghalsiger wurde. Frau Karoline gab sich den Anschein, als glaubte sie ihm, daß er das Unglück hatte, niemals einen Menschen zu Hause zu treffen und stundenlang warten zu müssen — sie ließ sich auch ruhig die Abzüge am Waschgelde gefallen, die ihr Mann machte; das wäre ja noch schöner, wenn er gar kein Geld in der Tasche haben sollte, und ihre Schuld wäre es ja, daß er sich das, was er brauche, nicht selbst verdiene, hatte er ihr wenig freundlich erwidert, als sie ihn zum ersten Mal schüchtern nach dem Verbleib des Geldes gefragt hatte. Frau Wiese schwieg auch immer noch, als sie längst wußte, daß ihr Mann in den langen Stunden, welche er vorgab auf die Kunden warten zu müssen, bei Puhlmann in der Friedenshalle saß und mit Leuten, die auch nichts zu thun hatten, „Schafkopp“ spielte, Bier trank und das große Wort führte. Fräulein Anna sorgte schon dafür, daß Frau Wiese erfuhr, wie ihr Mann es trieb, und auch in welchem Rufe Puhlmanns Friedenshalle stand. In dem Lokale sei der Spektakel noch toller geworden, seit „Aujust der Starke“ dort verkehrte, und die Nachbarschaft hätte

sich schon an die Polizei gewendet, um Abhilfe zu schaffen.

Fräulein Anna hatte nicht übertrieben. Puhlmanns Friedenshalle, eine Destillation mit Bierausschank, einige Straßen von Frau Wieses Waschkeller entfernt, war wirklich der Sammelpunkt einer Gesellschaft von Leuten, die man in Berlin eine „böse Sorte“ nennt, und August Wiese auf dem besten Wege, der Wortführer derselben zu werden, trotzdem er eigentlich weder Neigung noch Talent zum Krakeeler hatte.

So kam der von Herzen gute August Wiese ernstlich in Gefahr, an seiner Frau und an sich zu einem schlechten Kerl zu werden. Frau Wiese hielt eine geraume Zeit an sich, weil sie durch Gezänk mit ihrem Manne nicht bei den Leuten in das Gerede kommen wollte. Als aber eines Nachmittags August Wiese gegangen war, Wäsche abzutragen, und als Abends um acht Uhr die Leute, denen die Wäsche bestimmt war, einen Boten schickten, zu fragen, warum sie nicht zur rechten Zeit gekommen wäre, da faßte sich Frau Wiese ein Herz. Sie fürchtete ihre Kundschaft zu verlieren, die nächsten Tages verreisen wollte und auf eine sichere Einhaltung des Ablieferungstermines gerechnet hatte. Frau Wiese nahm ihr Umschlagetuch über den Kopf und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg nach Puhlmanns Friedenshalle.

Wie sie erwartet, saß August der Starke in einem Kreise zechender Gesellen, und der Wäschekorb stand neben ihm in der Fensternische, der Inhalt glücklicherweise sauber mit einem Laken verdeckt. August Wiese verfärbte sich ein wenig, als er seine Frau eintreten sah, aber er faßte sich schnell und glaubte, die Sache am besten humoristisch zu nehmen.

„Det is recht, Olle, det du kommst,“ rief er ihr entgegen. „Ick sitze jrade beim Letzten, da kannst du helfen.“ Damit zog August Wiese seine Frau auf den Stuhl neben dem seinen und reichte ihr das halbgeleerte Glas.

Aber Frau Wiese wehrte ganz entschieden ab und deutete entrüstet auf den Wäschkorb, und während die Trinkkumpane halb amüsirte, halb verlegene Blicke auf das Ehepaar warfen, ergoß sich eine Fluth von Vorwürfen über Augusts des Starken Haupt. August Wiese meinte in seinem alkoholumdüsterten Zustande seine Würde unter allen Umständen wahren zu müssen, und er bestand darauf, seine Frau solle trinken, „nu erst recht, und wenn ick dir die Briehe inpumpen müßte.“ — Es gab eine widerliche Scene. Frau Wiese sträubte sich, August der Starke faßte sie mit unsanfter Faust in das Genick und hielt ihr das Glas an die Lippen, dabei von dem Inhalt verschüttend, die Tischgesellschaft lachte und johlte dazu, und mit gleichgültigem Gesicht, an solche Auftritte

gewöhnt, stand hinter dem Büffet der Wirth der Friedenshalle.

'An einem Nebentische saß ein junger Mensch, der der Scene unbetheiligt zugeschaut hatte. Augenscheinlich angewidert, stand er auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und rief nach dem Wirth. Einer von Wieses Gesellschaft hatte den verächtlichen Blick aufgefangen, den der sich zum Aufbruch Rüstende hinübergeworfen hatte. Er stieß August Wiese mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Du, Aujust, dem scheint det hier nich zu jefallen. Wahrscheinlich jeht er jetzt bei Hillern diniren.“

August der Starke schaute auf, im Grunde seines Herzens froh darüber, daß er von seiner Frau abgelenkt wurde.

„Sie haben doch nischt dajejen, Jungeken, wenn ick meine Frau mal mittrinken lasse?“ rief er zu dem Unbekannten hinüber.

„Wenn Sie so wenig Achtung vor Ihrer Frau haben, mir kann's egal sein,“ replizirte der Fremde, statt sich, wie August Wiese erwartet hatte, still zu entfernen. August der Starke taxirte die kleine, aber breitschultrige Figur des Fremden. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß er mit ihm fertig werden würde.

„Achtung!? Sie, Jungeken, wat sind Sie denn, det Sie mir Achtung lehren wollen!?“

„Schneider,“ sagte der Andere ruhig, „wenn Sie was zu nähen haben.“

August der Starke brach in ein schallendes Gelächter aus.

„'n Schneider, nee so was!“ Und dann erhob sich August Wiese und ging auf den Fremden zu. „Na, dann werd ick Ihnen mal zeijen, wie man in die Friedenshalle die Schneiders an die Atmosphäre befördert.“

Aller Augen richteten sich auf den Schneider, der den Angreifer ruhig erwartete. August der Starke langte nachlässig über die Schulter desselben, um ihn am Rockkragen zu fassen, umzudrehen und ihn zur Thür hinauszudirigiren. Aber kaum hatte er den Rockkragen erfaßt, als des Schneiders Faust sich blitzschnell erhob und ihn zwischen den Augenbrauen mit so gewaltigem Schlage traf, daß er halb bewußtlos zurücktaumelte. Ueberrascht sprangen die Gäste von ihren Sitzen auf, und August der Starke stürzte sich mit einem Wuthgebrüll von Neuem auf seinen Gegner, der ihn ruhig erwartete. Wahrscheinlich wäre die Hauerei eine allgemeine geworden, wenn sich nicht der polizeilich mehrmals verwarnte und mit Concessionsentziehung bedrohte Wirth dazwischen geworfen hätte. Nur mühsam und erst nachdem der Fremde die Friedenshalle verlassen hatte, gelang es, August den Starken zu beruhigen; als er dann aber, die Scharte

bei seinen Trinkkumpanen auszuwetzen, eine neue Auflage Bier bestellte, erhob sich Frau Wiese, und in ihrem Antlitze war deutlich zu lesen, daß es keine Widerrede mehr gab.

„Aujust, wenn ein Schneider mit dir fertig jeworden is, denn wird es deine Frau nu auch," sagte sie ruhig. „Mit die Kneiperei is det nu für alle Ewigkeit zu Ende."

August Wiese ärgerte sich über das Gelächter seiner Freunde, und auch der Faustschlag übte noch eine so gewaltige Nachwirkung auf ihn aus, daß er nach einiger Widerrede den Wäschekorb auf seine Schulter nahm und von seiner Frau geleitet, den Heimweg antrat. Und den mit Schneiders Hülfe erfochtenen Sieg nutzt Frau Wiese noch heute zu Augusts des Starken Segen redlich aus. Denn wenn Herr Wiese einmal wieder sich beim Wäscheaustragen ungebührlich verspätet hat, dann empfängt sie ihn lächelnd mit der Frage: „Aujust, dir is doch kein Schneider bejejnet?" und sie kann sicher sein, daß ihr Ehegatte dann für einige Zeit die Kunden stets zu Hause trifft.

Die Firma Heydebrand & Sohn.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist," heißt es in der Schrift. Das Wort läßt sich wohl mit gutem Recht auch auf eine große Firma anwenden; unumschränkt wie ein König gebietet der Chef, von seiner Umsicht und Thätigkeit ist das Gedeihen des Hauses abhängig, von seiner Laune Wohl und Wehe der Angestellten. Einem kleinen Königreiche glich das Geschäftshaus der Firma Heydebrand & Sohn, der ältesten Speditionsfirma der Reichshauptstadt. Das unscheinbare Vorderhaus in einer engen Straße unweit des Rathhauses ließ freilich den Umfang des Geschäftes nicht ahnen. Die mit grünen Vorsetzern verstellten Fenster des Erdgeschosses, in dem sich die Comptoirräume befanden, und die mit weißen Vorhängen dicht verschlossenen Fenster der oberen Etage, welche die unbenutzte Stadtwohnung des Chefs enthielt, gaben dem Hause ein totes Ansehen. Wer von dem Umfange der Firma einen Eindruck empfangen wollte, mußte durch das geräumige Einfahrtsthor treten, hinter dem die in neuerer Zeit aufgeführten, das Vorderhaus weit überragenden Hintergebäude zwei große Höfe umschlossen.

Hier befanden sich die Stallungen für sechzig Pferde, die Wagenremisen, ausgedehnte Lagerräume, die Packkammern und eine Kistenfabrik, welche nur für den Bedarf des Geschäftes arbeitete. Die beiden, welche der Firma den Namen gegeben hatten, Hugo Heydebrand, der Vater, und Gottfried Heydebrand, der Sohn, waren tot. Beide hatten bis zu ihrem letzten Athemzuge an dem Aufblühen des Geschäftes gearbeitet. Der Erstere war in hohem Greisenalter gestorben, den anderen überraschte der Tod in den besten Mannesjahren, ohne daß er wie sein Vater vorher die Zukunft des Hauses in kräftigen Händen gesichert gesehen hatte — bei einer Revision der Lagerräume war Gottfried Heydebrand in den durch eine Nachlässigkeit offen stehenden Schacht des Fahrstuhles gestürzt, und ohne schonende Vorbereitung hatten die entsetzten Zeugen des Unglücksfalles der Frau den schrecklich verunstalteten Leichnam ihres Gatten vor Augen gebracht. Seit diesem Tage war der Wittwe Gottfried Heydebrands der Aufenthalt in dem alten Hause verleidet. Während das Geschäft von dem bewährten Procuristen der Firma fortgeführt wurde, übersiedelte sie mit ihrem dreizehnjährigen Sohne Hugo ganz nach der kleinen behaglichen Villa in der äußeren Thiergartengegend, welche ihr Schwiegervater ihr als Hochzeitsgabe dargebracht und die sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne nur in den wärmeren Monaten bewohnt hatte. In der ersten Etage des alten

Geschäftshauses wurden die Vorhänge vor den Fenstern nur dann noch aufgezogen, wenn die unbewohnten Räume gelüftet werden und über die altmodische Einrichtung der Staubbesen kehren sollte, — Frau Heydebrand selbst betrat die Wohnung niemals wieder.

Als Frau Heydebrand das Haus floh, in dem ihr so Schreckliches geschehen war, hatte sie mehr an sich selbst als an die Zukunft ihres Sohnes gedacht. Die Umgebung, in der dieser aufwuchs, war wenig geeignet, ihn zu einem Manne nach dem Schlage seines Vaters und Großvaters zu erziehen. Was der junge Hugo Heydebrand vor Augen hatte, war nicht die Arbeit, welche zu Reichthum führt, sondern der Luxus und das Vergnügen, die reichen Leuten zugänglich sind. Um die materielle Zukunft ihres Sohnes brauchte sich Frau Heydebrand freilich nicht zu sorgen. Die war nicht nur durch das Blühen der Firma gesichert, sondern auch durch ein stattliches Vermögen, das die Begründer derselben in sicheren Werthen angelegt hatten. Aber wenn Frau Heydebrand auch dem alten Geschäftshause den Rücken gekehrt hatte und im Westen Berlins als eine reiche Frau lebte, so hatte sie sich doch die Zukunft ihres Sohnes niemals anders gedacht, als daß er mit seiner Großjährigkeit die Führung der Firma übernehmen und sie in Ehren leiten werde. Und Hugo Heydebrand wuchs heran, verzärtelt von seiner Mutter, unbeschränkt in seinen Neigungen, ohne Zwang zu ernster Arbeit,

und selbst dann noch, als die Mutter seine Erziehung aus der Hand gegeben und seine kaufmännische Ausbildung dem Chef eines befreundeten Hauses anvertraut hatte, mehr bestärkt in dem Glauben, daß seine spätere Stellung sich spielend ausfüllen lassen werde, als zu strenger Thätigkeit angehalten.

Mit einundzwanzig Jahren übernahm Hugo Heydebrand die Leitung der Firma, nachdem auf den Wunsch der Mutter, welche von der vollen Selbstständigkeit des Sohnes das Erwachen des Verantwortlichkeitsgefühls erhoffte, der durch lange Jahre bewährte Procurist in den wohlverdienten Ruhestand getreten war. Aber selbst der Stolz, Chef eines so ausgedehnten Geschäftes zu sein, vermochte nur kurze Zeit den jungen Mann zu befriedigen. Das alte Geschäftshaus im Centrum der Stadt wurde ihm nicht das Heim, welches es seinem Vater und Großvater gewesen war. Er fühlte sich nicht wohl in dem Lärm der Arbeit, der die Höfe durchhallte; wie ein Gefühl ängstlicher Beklemmung überkam es ihn, wenn er den vornehmen Westen Berlins verließ und die engen Straßen des Centrums mit ihrem nur auf den Erwerb gerichteten Leben betrat. Ohne daß Hugo Heydebrand zu eigentlichem Leichtsinn neigte, hatte doch der Luxus der Weltstadt, in dem er aufgewachsen war, seine Sinne gefangen genommen. Ihn lockte das heitere Gesellschaftsleben der reichen Kreise, der Glanz der Theater- und Concertsäle, die Aufregungen des Turf,

das ganze genußsüchtige Treiben der Bevölkerung Berlins, die Geld zu verdienen nicht nöthig hat oder leicht erworbenes Geld auch mit leichter Hand wieder ausstreut.

Man konnte ganz entgegengesetzte Meinungen über die Person des jungen Chefs der Firma Heydebrand & Sohn hören. Wer seine Erkundigungen in den Kreisen der Lebewelt einzog, der erhielt ein Loblied zur Antwort, das seine Berechtigung hatte. Denn Hugo Heydebrand war kein Spielverderber, vielmehr gutmüthiger Natur, niemals ein Knauser, und seine Art, Geld auszugeben, hielt sich frei von der Ostentation des Emporkömmlings. Wer in der Geschäftswelt, in der alten, soliden und angesehenen, nach ihm fragte, erhielt eine andere Antwort. Meist war es nur ein Achselzucken, das dem Chef der Firma Heydebrand & Sohn galt, aber die Bewegung war bezeichnend genug. Redseligere nannten ihn einen Leichtsinnigen, der sich um das Geschäft nicht kümmere, Böswillige einen Dummkopf, der vom Geschäft nichts verstehe, und beide stimmten darin überein, daß die Firma unter der Leitung des jungen Chefs nicht vorwärts, sondern rückwärts gehe, daß neue Häuser sie bereits überflügelt hätten, und daß sie nur noch von dem guten Ruf zehre, den sie sich unter den Vorgängern des Herrn Hugo Heydebrand erworben hatte.

Den Krebsgang der Firma hätte Hugo Heydebrand selbst nicht leugnen können, er ging zu deutlich aus

jeder Jahresbilanz hervor, er machte sich täglich bemerkbar in kleinen Unregelmäßigkeiten, in den Klagen der Kunden über Nachlässigkeit und Unpünktlichkeit, in der Lösung von Geschäftsverbindungen, die noch bei Lebzeiten seines Großvaters geschlossen worden waren. Aber Hugo Heydebrand war weit entfernt davon, die Schuld von alledem sich selbst beizumessen; er suchte sie auch nicht bei Herrn Petzold, seinem neuen Procuristen, der sich ihm unentbehrlich durch die Art gemacht hatte, wie er ihm jede Thätigkeit zu erleichtern und abzunehmen wußte. Hugo Heydebrand suchte überhaupt nicht viel nach den Gründen des Geschäftsrückganges: „Die Concurrenz ist zu groß geworden," das war die Antwort, die ihm Herr Petzold gegeben hatte, und Hugo Heydebrand adoptirte sie ohne Rücksicht darauf, daß mit der Concurrenz auch das Arbeitsfeld gewachsen war. Wenn ihn nicht das Schamgefühl seiner Mutter gegenüber davon abgehalten hätte, würde er das Geschäft verkauft oder aufgelöst und nur seinen Neigungen gelebt haben, obgleich es schon jetzt, in der Mitte der Zwanziger, anfing, ihn zu ermüden, täglich eine Stunde Unter den Linden und in der Friedrichsstraße müßig zu gehen, in keinem Theater bei der ersten Aufführung eines neuen Stückes zu fehlen, Nachts eine Stunde im Café Bauer zu sitzen und sich für den Klatsch vom Tage zu interessiren, der unter den Lebemännern mit Eifer discutirt wurde. Das weltstädtische Bummelleben hatte

ihn in seinen Strudel hineingezogen, ohne daß er eine eigentliche Befriedigung darin fand, und seine Pflicht glaubte er erfüllt zu haben, wenn er täglich vor dem alten Geschäftshause vorfuhr und bei seinem Procuristen fragte, was es Neues gebe. Herr Petzold war klug genug, nur selten etwas zu wissen. — Kein Wunder, daß Herr Hugo Heydebrand ein gelangweiltes Gesicht zeigte, als er an einem trüben Novemberabende kurz vor Schluß der Comptoirstunden seinem eleganten Coupé entstieg und in das alte Geschäftshaus trat. Die Contoristen neigten sich tiefer über ihre Arbeitspulte, Herr Petzold empfing den eintretenden Chef mit unterwürfiger Verbeugung und begleitete ihn in das Privatbureau, ein Convolut von Briefen mit sich nehmend, obgleich er ganz genau wußte, daß der Chef die Durchsicht desselben mit seinem gewöhnlichen: „Machen Sie das doch, lieber Petzold" ablehnen würde.

Hugo Heydebrand sah den Stoß von Papieren flüchtig durch, erbrach einige Privatbriefe, die auf dem eichengeschnitzten Schreibtisch lagen — in dem einen bat ihn ein Freund um ein Darlehen, in dem anderen sandte ihm ein junger Violinvirtuose ein Dutzend Eintrittskarten für ein Concert in der Singakademie, die er ihn in seinem Bekanntenkreise unterzubringen ersuchte — steckte die Briefe in die Tasche seines Ueberrockes, den er nicht einmal abgelegt hatte, und trat vor den hohen Pfeilerspiegel, um die starkduftende Tubarose in

dem Knopfloch seines Frackes sicherer und geschmackvoller zu befestigen. Er hatte für den Abend verabredet, sich mit einigen Bekannten in einer Loge des Wallner-Theaters zu treffen, wo ein Volksstück zum ersten Mal über die Bühne gehen sollte, und etwas von der Aufregung, die an solchen Abenden Dichter, Darsteller und nicht zum Wenigsten das Publikum zu erfassen pflegt, concentrirte sich schon jetzt in ihm zu einer prickelnden Ungeduld. — „Weiter ist doch nichts, lieber Petzold; oder haben Sie noch etwas auf dem Herzen?“ — Der Gefragte konnte aus dem Tone des Fragenden entnehmen, daß dieser wünschte, die Geschäfte für heute beendet zu sehen. Aber so eifrig sonst Herr Petzold solchen Wünschen seines Chefs Rechnung zu tragen pflegte, wußte er anderseits doch auch, daß er niemals seinen eigenen Willen leichter sanctionirt erhielt, als in Augenblicken, in denen Herr Hugo Heydebrand es eilig zu haben glaubte. Und Herr Petzold räusperte sich und sagte mit einer leisen Stimme, deren Ton um Entschuldigung zu bitten schien, daß ihr Eigenthümer den Chef noch länger und mit einer Bagatelle belästigte: „Wir sollten den Kutscher Wendelin entlassen, Herr Heydebrand; er hat sich in der letzten Zeit mehrfach Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen, und gestern ist er wieder von einem Schutzmann notirt worden, weil er der Pferdebahn nicht ausgewichen ist und beinahe eine Carambolage verursacht hätte, die das unberechenbarste

Unglück hätte herbeiführen können. Der Mann scheint sich das Trinken angewöhnt zu haben."

Herr Heydebrand nestelte an seiner Tuberose, rückte die weiße Cravatte zurecht und streifte nachlässig einen gelben Jouvin über die linke Hand, ohne im übrigen ein Interesse für die Mittheilung des Herrn Petzold zu zeigen.

„Aber Sie wissen doch, lieber Petzold, daß Sie in allen diesen Kleinigkeiten freie Hand haben. Lassen Sie den Menschen gehen, ich kann keinen Säufer im Geschäft brauchen."

Herr Petzold verneigte sich.

„Ich werde ihm noch heute anzeigen, daß er am Ersten gehen kann."

„Schön, schön, lieber Petzold," nickte Herr Heydebrand und griff nach Hut und Stock. „Möglicherweise komme ich morgen nicht, ich bin zur Jagd geladen. Sehen Sie nach dem Rechten. Guten Abend."

Herr Petzold machte seine unterwürfige Verbeugung, Herr Heydebrand verließ das Comptoir und rollte in seinem Coupé dem Wallner-Theater entgegen. Als die Pferde anzogen, dachte er nicht mehr an das Geschäft, an Herrn Petzold und den Kutscher Wendelin, und als er in die Loge eintrat, von den schon anwesenden Bekannten geräuschvoll begrüßt, als er seine Blicke in dem glänzend erleuchteten Saale umherschweifen ließ über das Gewirr von schönen oder doch interessanten

Frauenköpfen, kostbaren Stoffen, blitzenden Steinen, rauschenden Fächern und mehr oder weniger berühmten oder doch bekannten Männern, da weitete nur das Hochgefühl seine Brust, dieser Schaar von Auserlesenen zugezählt zu werden, zu deren Unterhaltung nach einem guten Diner es gehört, der Hauptstadt ihren Geschmack zu dictiren und das Schicksal jedes neuen Stückes zu bestimmen.

Es war ein Volksstück nach bewährtem altem Recept, das gespielt wurde. Ein brutaler, in kurzer Zeit reich gewordener Hausbesitzer, der seinen Stolz darein setzte, den einzigen Sohn mit der Tochter eines verlotterten Adligen zu verheirathen, während der Sohn sein Herz an die einzige Tochter des braven, aber blutarmen Portiers gehängt und ihr unter tausend Schwüren versichert hatte, daß er niemals von ihr lassen werde. Der Sohn hielt sein Wort, verließ das Haus seines geldstolzen Vaters, heirathete die Geliebte, wurde durch ehrliche Arbeit ein wohlhabender Mann und feierte mit dem Vater Versöhnung, nachdem dieser den größten Theil seines Vermögens verloren hatte. Nach dem Schluß des ersten Actes wußte Jeder im Zuschauerraum, wie sich die Handlung zwischen Rührscenen, Couplets und schlechten Witzen bis zum Schluß hindurchwinden würde. Das Stück, in dessen Autorschaft sich zwei berühmte Berliner „Dichter“ getheilt hatten, würde einen Mißerfolg davongetragen haben,

wenn der den braven Portier spielende erste Komiker es nicht über Wasser gehalten hätte.

Hugo Heydebrand wandte sich bald gelangweilt von der Bühne ab und durchmusterte das Helldunkel des Zuschauerraumes nach bekannten Personen. Wahrscheinlich hätte er sich während des ganzen Abends nicht mehr um das Stück gekümmert, wenn durch eine merkwürdige Ideenverbindung während der Schlußscene des zweiten Actes nicht plötzlich sein Procurist Herr Petzold und sein entlassener Kutscher Wendelin vor ihm aufgetaucht wären. In dieser Scene war der geldstolze Vater hinter die Liebschaft seines Sohnes mit der Portierstochter gekommen und kündigte dem Vater des Mädchens an, daß er sofort mit seiner Familie das Haus zu verlassen habe. Der Portier benutzte die Gelegenheit, um eine fulminante Rede gegen die Geldprotzen zu halten, und schnürte schließlich, mit Frau und Tochter gemeinsam ein Couplet singend, sein Bündel.

Herr Hugo Heydebrand sagte sich vergebens, daß er selbst keine Aehnlichkeit mit dem hartherzigen Geldprotzen habe, und daß sein entlassener Kutscher kein kreuzbraver Kerl sei wie dieser Portier, sondern ein Säufer, der die Pferdebahnwagen auf den Straßen gefährdete, — er wurde den Kutscher Wendelin nicht mehr los aus seinen Gedanken. Hatte er sich bisher nur gelangweilt, so wurde er jetzt schlechter Laune,

und sein Aerger wurde nicht geringer, obgleich er sich am Schlusse zu denen im Publikum schlug, die den von Freunden der Autoren inscenirten Hervorruf mit energischem Zischen beantworteten.

Obwohl das Souper vortrefflich war, welches Herr Hugo Heydebrand darauf mit seinen Bekannten im Klub der Sportfreunde, den Boshafte auch den „Klub der Spielfreunde" nannten, einnahm, erschien doch wieder und wieder der Kutscher Wendelin vor seinen Augen als ein lebendiges Gespenst, das er nicht bannen konnte. Hugo Heydebrand litt nicht an Hallucinationen, und doch hätte er darauf schwören mögen, daß jedesmal, wenn er das Champagnerglas an die Lippen führte, ihm der Kutscher Wendelin ein höhnisches „Prosit!" zurief. Es quälte ihn förmlich, daß er den fatalen Menschen nicht los werden konnte, und zum ersten Mal lehnte er die Aufforderung, sich an dem „Bau einer Synagoge" zu betheiligen, nicht höflich ab. Die Aufregung des Glücksspiels, meinte er, müsse ihn auf andere Gedanken bringen. Aber bei jeder Banknote, die er setzte und verlor, hörte er hinter sich das Kichern des Kutschers Wendelin, und der Verlust ärgerte ihn nicht so sehr wie dieses unleidliche höhnische Kichern, das außer ihm Niemand vernahm. Und auch, als er mit seinen Freunden gegen Morgen schon im Café Bauer saß und den revolutionirenden Magen mit einer Schale Schwarz

betäubte, war ihm der Kutscher Wendelin dorthin gefolgt. Es war zum Verzweifeln, daß er ihn nicht abschütteln konnte, und daß er dabei vergebens sein Gedächtniß anstrengte, sich zu vergegenwärtigen, wie dieser Wendelin eigentlich aussah, wie lange er bei der Firma Heydebrand & Sohn beschäftigt war, ob er jung sei oder alt und ob er eine Familie zu ernähren habe oder nicht. Er nahm sich vor, in Zukunft doch wenigstens seine Leute kennen zu lernen, um vor solchen Grübeleien geschützt zu sein.

Herr Hugo Heydebrand ertrug die Qual nicht länger, er warf dem Zahlkellner das Geld auf den Tisch, ergriff Hut und Paletot und stürmte hinaus in den nebligen Morgen, obwohl seine Freunde verwundert dreinschauten und sich bereit erklärten, in fünf Minuten ihn zu begleiten. Vor der Thür überlegte er einen Augenblick, ob er eine Droschke nehmen solle, aber er meinte, ein Spaziergang durch den Thiergarten werde ihm gut thun nach der durchwachten Nacht, und die Bewegung würde der Blutverdickung entgegenwirken, die er allein für seine Gespensterseherei verantwortlich machen zu dürfen glaubte. Das Licht der vierfachen Reihe von Gasflammen unter den Linden kämpfte schon mit dem Morgengrauen, als Hugo Heydebrand die Straße hinunterschritt, und der Widerhall seiner Füße fand hinter ihm ein Echo durch den Laternenanzünder, der Flamme auf Flamme aus-

löschte. Die Straße war menschenleer, nur an den Ecken hielten einige Droschken, deren Kutscher im Innern des Wagens vor der Morgenkühle Schutz gesucht hatten, während die Pferde mit eingeknickten Vorderfüßen von einem besseren Schicksal träumten, zwei Schutzleute unterhielten sich mit einem Nachtwächter, und es schien Herrn Heydebrand, als ob mit jeder Gasflamme, die hinter ihm verlöscht wurde, die breite Straße von Palästen öder und unheimlicher wurde.

Hugo Heydebrand wurde erst wieder freier zu Muth, als er das Brandenburger Thor durchschritten hatte und vor sich den morgenstillen, menschenleeren Thiergarten sah, dessen blätterlose Bäume sich gespenstisch aus Nebel und Morgengrauen emporreckten. Er hätte durch die Thiergartenstraße einen näheren Weg nach Hause gehabt, aber er vermied ihn und wählte die Charlottenburger Chaussee, weil er eine Scheu hatte, Menschen zu begegnen. Und während er rüstig vorwärts schritt, fiel ihm ein, daß das müßige Leben, welches er führte, doch eigentlich nutzlos sei, und daß die Gesellschaft, in der er die Nacht zugebracht, mit künstlichem Zusammensuchen nicht fader und geschmackloser hätte zusammengestellt werden können. Er hatte schon die Hofjägerallee gekreuzt, als ihm der erste Mensch begegnete, ein Mann mit wetterharten Zügen, in sauberer Arbeiterkleidung, in einem zu-

sammengeknoteten Taschentuch das Handwerkszeug der Maurer mit sich führend.

„Er wohnt in Charlottenburg," dachte Herr Heydebrand, als er ihn kommen sah, „die Miethen sind dort billiger, und arbeitet vielleicht in der Oranienburger Vorstadt. Ein weiter Weg, wenn man den Tag über kräftig die Arme rühren muß."

Aber das Bedauern, welches er für den Mann der Arbeit fühlte, schwand, als dieser ihn im Vorübergehen mit offenbarem Hohn von unten bis oben musterte. Herr Hugo Heydebrand fühlte wohl, was der Arbeiter dem Weltstadtbummler mit diesem Blick sagen wollte, und meinte doch trotzig, aus dem Arbeiter würde kaum etwas anders geworden sein als er selbst war, wenn jener zufällig statt seiner als Herr Hugo Heydebrand auf die Welt gekommen wäre. Aber die trotzige Regung verhinderte ihn nicht, seine eigene Erscheinung zu mustern; als er einen garstigen Rothweinfleck auf dem weißen Jabot bemerkte, den ihm wahrscheinlich einer der Theilnehmer des nächtlichen Gelages beim Zusammenklingen der Gläser zugefügt hatte, schlug er den Paletotkragen hoch und knöpfte den Ueberrock bis an den Hals hinauf zu, obgleich ihm vom Gehen warm geworden war. Auch ein flüchtiges Erröthen konnte er nicht unterdrücken, und bei dem nächsten Querwege verließ er die Hauptallee und schritt nach links, an einem trüben Wasser

entlang, auf dem goldgelbes Laub schwamm. Hier war er allein, nur ein braunes Eichkätzchen huschte über den Weg, und in dem dürren Schilf an den Rändern des Gewässers flüsterte der Morgenwind.

Herr Heydebrand hatte des Weges wenig Acht und erst, als er hart vor einer Rieseneiche stand, die denselben versperrte, wurde er inne, daß er fehl gegangen war. Um den vielhundertjährigen Stamm war rings eine Bank hergerichtet, so daß hier im Sommer ein stilles Plätzchen zum Ausruhen für solche sein mußte, die der Einsamkeit nachgingen. Jetzt aber war der Platz wenig verlockend, und Herr Heydebrand stand schon im Begriffe, umzukehren, als ein Geräusch hinter dem Stamm ihn veranlaßte zur Seite zu treten, daß er um denselben herumsehen konnte. Und was er erblickte, machte ihn starr, daß er wie am Boden gewurzelt stehen blieb. Auf der Bank stand ein Mann von herkulischer Figur, dem das unbedeckte, schon ergrauende Haar wirr um die Schläfen hing, und mit einem unterdrückten Fluche mühte er sich, einen Strick um den niedrigsten Ast der Eiche zu werfen. Herr Heydebrand war sich sofort darüber klar, daß er im rechten Augenblick gekommen war, einen Menschen vor einer Todsünde zu bewahren, und das Entsetzen preßte ihm einen Schrei aus, der den Menschen in seinem Werke inne halten ließ. Die beiden schauten sich eine Sekunde stumm in die Augen,

und während dieser Pause wurde es Herrn Heydebrand immer unheimlicher zu Muth. Denn die Züge des Menschen verzerrten sich wie in wildem Triumph und in seinen Augen blitzte ein dämonisches Feuer auf; plötzlich sprang er mit einem wilden Satze von der Bank, und Herr Heydebrand fühlte sich an der Kehle gepackt. „Du Hund, du Leuteschinder, du mußt mit in die Ewigkeit!“ schallte es ihm in die Ohren, und ein Ringen auf Leben und Tod hub zwischen den Beiden an.

Herrn Heydebrands Jugendkraft blieb Sieger in dem Kampfe; es gelang ihm, die Finger des Alten von seinem Halse zu lösen, ihn auf die Bank niederzudrücken und ihn dort mit kräftigen Armen festzuhalten. Der Alte keuchte in völliger Erschöpfung.

„Sie können mich loslassen, Herr Heydebrand,“ sagte er resignirt, „ich komme schon allein mit zur Polizei. Ob zu der einen Schande nun noch eine hinzukommt — es geht ja doch in einem hin.“

Herr Heydebrand sah wohl, daß er nichts mehr zu fürchten hatte, und zugleich wurde er inne, daß er keinen Wahnsinnigen vor sich hatte, sondern einen Menschen, der ihn tödtlich haßte.

„Woher kennen Sie mich, Mensch, und was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich morden wollten?“ fragte Herr Heydebrand.

„Natürlich, Sie kennen mich nicht mehr,“ sagte

der Alte bitter, „und ich habe doch dreißig Jahre der Firma Heydebrand & Sohn gedient. Als Sie ein Junge waren, da war es ein Festtag für Sie, wenn Sie zu mir in den Stall kommen durften, und Sie gaben nicht nach mit Bitten: ‚Lieber Wendelin, heb mich aufs Pferd,‘ bis Sie oben saßen und lachten und mit der Peitsche fuchtelten.“

Herrn Heydebrand war es, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren wäre.

„Sie sind der Kutscher Wendelin?“

„Derselbe, den Sie gestern entlassen haben,“ sagte der Alte. „Oder wissen Sie auch davon nichts mehr, Herr Heydebrand? Entlassen Knall und Fall, nachdem ich in Ihrem Geschäft in Ehren grau geworden bin. Und warum? Weil mich ein Schutzmann notirt hat!“ Der Alte lachte bitter. „Das ist nicht wahr, Herr Heydebrand, ich will Ihnen sagen, weshalb Sie mich entlassen haben. Weil Sie bei der Bummelwirthschaft im Geschäft einen ordentlichen Menschen nicht mehr gebrauchen können. Weil Ihr Herr Petzold keinen leiden mag, der ihm auf die Finger sieht, und weil Sie selbst so ein Vornehmer geworden sind, der sich um nichts kümmert! Und nun bringen Sie mich auf die Polizei und denunciren Sie mich wegen Mordanfall, — es ist ja Zuchthaus drauf, und meiner Frau kann's gleich sein, ob ihr Mann hier am Baum hängt oder die graue Jacke trägt.“

Herr Heydebrand sträubte sich dagegen, die Wahrheit zu hören.

„Sie sind entlassen worden, Wendelin," erwiderte er, „weil mir Herr Petzold sagte, daß Sie ein Trinker sind. Und er hat Recht gehabt, oder wollen Sie noch leugnen, daß Ihnen heute Nacht der Fusel zu Kopf gestiegen ist?"

Herr Heydebrand stieß verächtlich mit dem Fuße an die leere Schnapsflasche, die als Verräther an der Erde lag. Aber den Kutscher Wendelin beugte das nicht.

„Nun gut, Herr Heydebrand, ich habe getrunken", erwiderte er, „aber ich bin kein Trinker. Gehen Sie doch einmal mit all' der Desperation auf der Straße herum, die ganze Nacht hindurch, ob Sie nicht auch trinken werden, nicht Schnaps, aber Champagner, und wenn man beides im Leibe hat, ist es kein großer Unterschied. Aber fragen Sie meine Frau, ob sie mich schon betrunken gesehen hat, oder sehen Sie sich die einmal darauf an, ob ich betrunken nach Hause kommen dürfte. Sie würde mir die Hölle so heiß machen, daß ich an einem Mal genug hätte."

Herr Heydebrand mußte lächeln, als er den herkulischen Kutscher Wendelin so respektvoll von seiner Frau reden hörte.

„Ich will Ihnen glauben, Wendelin," sagte er. „Ich mag Ihnen auch Unrecht gethan haben, und ich

will's Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie mir an die Kehle gesprungen sind. Aber Sie brauchten sich nicht gleich vor dem Verhungern zu fürchten, wenn Sie auch Ihre Stelle verloren hatten, und es war eine Sünde von Ihnen, was Sie hier vorhatten."

Der Kutscher Wendelin nickte mit dem Kopfe.

„Vor dem Verhungern fürchtet man sich nicht mit solchen Armen, Herr Heydebrand. Es nimmt einen zwar nicht Jeder, wenn man nach dreißig Jahren Knall und Fall entlassen wird und alt geworden ist. Aber die Desperation, wenn einem so etwas passirt, die Desperation kann einen schon auf schlechte Gedanken bringen. Unsereins hat auch seine Ehre, Herr Heydebrand, das können Sie glauben."

Herr Heydebrand hatte währenddessen den auf der Erde liegenden Strick aufgehoben und mühte sich, ihn in die Tasche seines Ueberziehers zu stecken.

„Wenn Sie ihn als corpus delicti, wie man das nennt, mit auf die Polizei nehmen wollen, dann kann ich ihn auch wohl selber tragen," sagte Wendelin.

Aber Herr Heydebrand streckte dem Alten die Hand entgegen. In seinem Innern hatten Gutes und Schlechtes miteinander gerungen, und das Gute hatte den Sieg davon getragen.

„Lassen wir die Polizei in Ruhe," sagte Herr Heydebrand, „wir haben ja gesehen, daß wir auch ohne die miteinander fertig werden. Wir brauchen

ja auch über unsere Begegnung nicht mehr miteinander und zu Anderen zu reden; aber den Strick müssen Sie mir schenken, Wendelin, ich möchte mir daraus einen Klingelzug über meinem Schreibtisch im Comptoir machen lassen. Und heute Mittag treten Sie wieder Ihren alten Posten an; ich werde Sie dann wieder einmal im Stalle aufsuchen."

Der Kutscher Wendelin schlug in die dargebotene Rechte ein, und in den Zügen beider Männer arbeitete ein seltsames Zucken. Als sie sich trennten, hatte sich die rothe Wintersonne durch die Morgennebel hindurchgearbeitet — die neue Sonne, unter der die Firma Heydebrand & Sohn einen fröhlichen Aufschwung nahm. Der Chef, Herr Hugo Heydebrand, war ein Mann geworden!

Inhalt.

Von **Paul von Szczepański** sind im Verlage von Carl Reißner in Leipzig ferner noch folgende Bücher erschienen:

Die Falzgräfin.

Roman.

Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

„Der Dichter, der bisher nur in Zeitschriften durch feinsinnige Novellen und Skizzen die Proben eines ungewöhnlichen poetischen Talentes gegeben, bietet hier sein erstes größeres Werk und hat auch damit, wie von vornherein bemerkt sei, einen überaus glücklichen Wurf gethan. In dem Roman, der sich so fesselnd liest, wie nur wenige Erzeugnisse der neuen Literatur, offenbart sich ein originelles und bedeutendes Talent."

Vossische Zeitung.

„Als Mitarbeiter an den vornehmsten deutschen Zeitschriften hat sich Paul von Szczepanski längst einen geachteten Namen gemacht; mit selbständigen größeren Werken jedoch ist er bisher noch nicht hervorgetreten; der Leser aber, welcher seinen heute vorliegenden ersten größeren Roman zur Hand nimmt, wird bereits nach den ersten Seiten fühlen, daß er es mit einem Erzähler ersten Ranges zu thun hat; der edle, einfache Stil des Verfassers läßt darüber keinen Augenblick im Zweifel. Liest man sich tiefer in das Buch hinein, so treten besonders zwei Eigenschaften des Erzählers scharf hervor, die man selten zusammentrifft, die aber in ihrer Vereinigung das Merkmal einer genial beanlagten Natur bilden. Es sind dies einerseits die ungekünstelten warmen Herzenstöne, mit denen Szczepanski seine Gestalten so zu beleben weiß, daß sie unser lebhaftestes Interesse wachrufen und andererseits seine ausgeprägte Begabung für die scharfe und doch nie verletzende Satyre, mit der er gewisse Zustände des politischen und künstlerischen Lebens der Reichshauptstadt geißelt." Posener Zeitung.

Mit gleicher Anerkennung haben sich viele andere geachtete Zeitungen und Zeitschriften über das Buch ausgesprochen.

Eigene Geschichten.

Erzählungen.

Geh. 3 M. Geb. 4. M.

„Die Alten gehen und die Jungen kommen. Wenn sie Paul von Szczepanski gleichen, so seien sie willkommen geheißen. Sein Talent, wie er es bisher bekundet, verspricht uns reiche Erträge. Die vorliegenden Novellen führen die Titel: „Die Todesbrüder", „Der kleine Prinz", „Das wächserne Herz", „Der Verführer". Die erste ist eine Circusgeschichte, deren erste Seiten bereits den geborenen Novellisten verrathen. Alles Folgende bekräftigt dann den ersten siegreichen Eindruck, ohne ihn immer zu erhöhen. Sein Stil ist lebendig, seine Sprache bewegt sich in geschmeidigem Flusse. Seine Gestalten sind von Fleisch und Blut; man spürt, der Verfasser zeichnet nach wandelnden Modellen, nicht nach traumhaften Schatten seiner Phantasie. Nicht aber, daß er, wie bekannte Tagesgrößen, die Linien des Alltagslebens einfach abzeichnete; jede seiner Figuren erhebt sich vielmehr aus dessen Staube in den Aether lauterer Poesie . .

Was ich an den hier versammelten Geschichten zumeist rühmen möchte, ist die ungemeine Wirksamkeit der nie zu karg und nie zu breit schildernden Ausdrucksmittel. Ueberall hält der Dichter die weise Scheidegrenze geläuterter Natur."

Blätter für literarische Unterhaltung.

Oswald Schmidt Leipzig-Reudnitz.